

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337547](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337547)

Staub zerfällt — die Steine meiner Stadt werden mich überdauern. Aber noch ist das Werk nicht vollendet, noch stehen die Türme und Mauern nicht alle, wie mein Traum sie sieht. Noch möchte ich nicht sterben, Frau Irmintrud!"

Der Klang seiner Stimme zwang sie, aufzuschauen und seinem Blick zu begegnen. Es lag ein Leuchten über seinem Gesicht, das seine harten Züge seltsam verschönte, und ein längst begrabenes Glück schaute sie aus seinen offenen, klugen Augen an.

"Ihr wünscht meinen Tod — und ich verdanke Euch nicht," fuhr er ruhig fort. "Ich weiß, daß ich an Euch gefrevelt habe, und ich danke Euch, Herrin, daß Ihr mir in dieser letzten Stunde noch vergönnt, Euch um Vergebung zu bitten."

"Rührt nicht an das, was hinter uns liegt!" warnte sie leise und wandte ihre Augen wieder in das Dunkel des Gemachs.

"Ich war ein wider Sejel. Von zarter Minne wußte ich nichts und mein Herz war nicht reif für das Glück, das Ihr ihm bereiten wolltet. Nun erst weiß ich's, seitdem ich Euch wiedertraf. Wie eine Tote seh' ich Euch durch dies blühende Leben schreiten, das für den Wissenden voller Wonnen ist . . .

und ich möchte knien vor Eurem Leid und Euch bitten: wacht auf und laßt die Sonne Euch wieder in die Seele schauen! Ihr seid nicht arm: denkt an den stehenden Mann, der nach Eurer Liebe schmachtet und den Ihr zu Tode peiniget durch Euren kalten Trotz . . ."



. . . ihren Herrn in ei em Totenbaum nach der Feimat tragend.

Irmintrud erhob sich ihn und schaute ihm stolz und haßvoll ins Gesicht. "Nennt Ihr das gutmachen, mich an verhaßte Pflicht zu mahnen? Ich bin nicht das Weib des Mannes, dessen Namen ich tragen muß. Ich kann nicht heucheln, wie Einer geuchelt hat, für den ich lachend gestorben wäre. Aber einen Weg weiß ich, wie Ihr gutmachen könnt: wenn Ihr nun fortgeht, nehmt mich mit! Der Ihr Fremden eine Heimstatt bereitet — gönnt auch mir, die Ihr heimatlos gemacht habt, eine Stätte der Rast!"

Sie war ganz nahe an ihn herangetreten. Ihre Augen leuchteten seltsam aus dem harten Gesicht.

"Wie kann ich zum Verräter werden an der Ehre meines Freundes?" Er wich vor ihr zurück, die ihn drängend verfolgte.

"Der Tod ist über Euch, Herzog Berthold! Meine Hand kann ihn wenden, wenn Ihr tut, wie ich von Euch als Sühne begehre! Laßt mich neben Euch reiten, wenn Ihr die Burg verlaßt! Befreit mich von dem Joch dieser schmachvollen Ehe — und mein Herz wird wieder blühen und meine Liebe wird wieder erwachen für Euch!"

Er fühlte den Hohn, der sich hinter ihren Worten verbergte. Und dennoch verwirrte ihn ihre drängende Nähe. Nur mühsam zwang er sich zur Ruhe.

"Mag der Tod über mir sein — ich will mein Leben nicht erkaufen durch eine Lüge. Ich lieb-

Euch nicht — auch heute nicht! Begehret nicht, daß ich mein frühes Unrecht nun sühnen soll durch ein Verbrechen! Mein Schicksal geb' ich in Eure Hand: ich reite morgen durch das Haseltal. Und wenn der Tod mit trifft aus dem Hinterhalt, so weiß ich, wer ihn mir gesendet hat!"

"Ihr habt gewählt", jagte Irmintrud. Das Mondlicht warf einen bleichen Schimmer über ihre hohe, drohende Gestalt. Noch einmal ruhten ihre Augen wie abschiednehmend auf seinem Gesicht. Dann wandte sie sich und verließ das Gemach.

Am frühen Morgen war Berthold mit seinen Mannen aufgebrochen. Nur von dem Grafen hatte er Abschied genommen; Irmintrud war ihm nicht mehr begegnet. Der Tag verging, ohne daß die Gräfin sich sehen ließ, und Hugo schickte vergebens seine Diener aus, um sie zu suchen. Gegen Abend erschien ein Knappe des Herzogs auf dem Burghof und verlangte, vor den Grafen geführt zu werden. Hugo empfing ihn, von seltsamer Unruhe gepeiniget. Und als er erfuhr, daß sein Freund nicht weit von der Burg aus dem Hinterhalt ermordet worden sei, da sank er mit einem Auf-

schrei in die Kissen zurück und wußte, daß er auch sein Weib nicht wieder sehen würde.

Der Knappe berichtete noch, daß die Getreuen ihren Herrn in einem Totenbaum über den Rhein nach der Heimath brächten. — Er hörte ihn nicht mehr.

Nach seinem Weibe frug er mit feinem Wort. Auch seine Mannen gaben bald das vergebliche Suchen nach der Entflohenen auf. Es wußte ja niemand, daß unter den Mordgefallen, die man klanglos im Wald begraben hatte, ein Weib gewesen war. . . .



Deutscher Wert.

Der Sachs ist fein, der Preuße hart;
Das Bayernvolk hat Knochenmark;
Die Bad'ner haben guten Mut,
Dem Vaterlande fliehet ihr Blut;
Der Frank ist bieder und gerecht;
Der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburg-Stadt
Noch viel Ueberscherenkel hat.
Doch übertrifft sie alle weit
Der gute Schwab an Herzlichkeit.

Schubart.

Volkstfest der Badener in Amerika.

Kumm, Käthe, geh jetzt hortig
 nuff,
 zieh an dein Sonntags-
 gewändel,
 und setz dein neue Strohhut
 uff
 mit dene säene Bändel;
 Kumm, leg dei Arbeit nor
 beiseit
 und tu mer nit lang leire,
 mer wolle jo uffs Volksfest
 heut,
 des' die Badener feire.

Wann d' fertig bist, nun
 denn, wohl an,
 dann schließ des Häusel, Alte;
 mir benütze die elektrisch Bahn,
 die tut am Feichtplatz halte;

dort treffe mer beim Gläserklang
 die Freunde all, und Landsleut,
 do sitze-se fidel beim G'sang,
 die Weibsleut umm die Mannsleut.

Poh sapperlot, do gibt's en Freud,
 do sieht mer schene Trachte,
 und Mädle, forz und lang und breit,
 mer muß sie nor betrachte;
 aach steht en badischer Soldat
 am Vorsichtandszell uff Poste,
 daß keener, der fein Recht drin hat,
 vom Vorsichtandswein kann loschte.

Do verzähle-se am lange Tisch
 vun Zerte, längscht vergangene,
 wie der vun Konfchtanz de größte Fisch
 im Bodensee hätt' g'fange;
 aus Freiburg, der nit überzwerch,
 macht zwar en G'sicht, ganz finchter,
 und jagt mit Recht, die höchste Kerch
 in Baden, sei ihr Münschter.

Am annere Tisch sieht's Owerland,
 die schwente g'rad die Gorgle
 und singe 's Loblied mitenand
 uff Waldkirch und ihr Orgle;



Die G'sellschaft dort in voller Stärf,
 die scherze viel und foppe,
 und trinken uff ihr Heedelberg
 jekt grad an frische Schoppe;
 Alt-Heedelberg, du bist so schön,
 jagt eener in der Nähe,
 o künnt ich doch von deinen Höhn
 die liebe Heimat sehe.

Drum trinket jekt uff Badens Wohl,
 ergreiset Eure Humpe,
 so sinn die Badener halt emol,
 sie losse sich nit lumpe;
 des' Heimatland am schöne Rhein,
 des' wolle mer hoch preise,
 daß mir aach hier gedanke sein,
 soll unfer Trunk beweise.

Kamerad Rob. Kunzmann, Oberpostkammer,
 Karlsruhe.

aach Tribbergs Männer, jo
 guckt noi
 die trinke g'rad und lache,
 und preise ihre Kuduksuhr,
 die nirgends sunscht sie
 mache.

Er Sohn aus Lahr hot g'rad
 erzählt
 die allerneust Historie,
 er sagt ganz jchtolz, die
 ganze Welt
 bezieht von uns Zichorie;
 treibt nor mit uns teen
 Schabernack,
 sagt uffgeregt der Gleiche,
 es kann teen annerer Schnupf-
 duwad
 mit Lozbeck seim vergleiche.

De gröschte Krattel uff dem Feicht,
 den have die vun Wade,
 sie lege wegen der Sommergächt
 sich gehörig an de Lade;
 die Karlsruher machten nor ein Knick,
 sonst tue die gleich brumme,
 die losse nie und niemals nig
 uff ihre Hauptstichtadt kumme.

Salb Bruchsal sitzt dort an der Wand,
 es ist das reinicht' Verbängnis,
 der eene prahlt: im ganze Land
 hätte sie das grösch't' Gefängnis;
 der Greis dort muß vun Mannem sein,
 denn wie vorbei mir laase,
 do hör ich, wie er sagt, am Rhein
 henn wir den gröschte Gasse.

Dort sitzt wie ein verlornes Schof,
 en Landsmann mit em Zöpche,
 er ist vom lange Fingerieshof
 und kennt ein gutes Tröpche;
 vum Tauberggrund un Odenwald,
 wo alte Schlösser winle,
 do kummt en Schlag, die könne halt
 gut esse und viel trinke.



Am Weihnachtsabend.

Von A. Heffelbacher, Karlsruhe.

Draußen vor dem Dorf neben dem Herrschaftspark, über den die riesigen Föhren in finsternem Schwarzgrün herausragten, lag das kleine Gärtnerhäus. Durch die Tannenzweige, die der Gärtner fürsorglich zum Schutz gegen die Winterkälte um seine Schlingrosen an der weißen Lehmwand gebunden hatte, fiel ein matter Lichtschimmer aus den niederen Fenstern auf den schmalen Pfad, der von der Haustüre hinunter zur Landtrappe führte. Zwischen dem Hügel, auf dem das herrschaftliche Anwesen stand, und der Landtrappe floss der Luttenbach, im Sommer ein halbversiegter Wasserlauf, im Winter aber, besonders wenn der Schnee im „Fuchsloch“, dem schmalen Talschnitt zwischen den großen Buchenwäldungen, geschmolzen war, ein reizender Wassersturz, der mit dem schmußigen Schaum auf seinen graugelben Lehmfluten zornig und boshaft unter der schmalen Holzbrücke durchgurgelte, die seit mehreren Menschenaltern der Gärtnerfamilie den Weg ins Dorf freigab.

An der Brücke hörte man leise, knirschende Töne. Und wenn einer recht scharfe Augen gehabt hätte, so würden ihm durch das tiefe Dunkel des Winterabends die struppigen Haare eines Bubentopfes aufgefallen sein, die wie die spizen Stacheln eines Igels nach a'en Seiten um ein kleines Gesicht herumstanden, in dem zwei Augen wie kleine, tüchtiche, grüne Katzenaugen leuchteten. Das waren die Haare und die Augen des „Friederle“.

Das Büschlein lag auf dem Bauch quer über der hölzernen Brücke und sagte mit einer kleinen Baumsäge eifrig an den Pfählen, auf denen der Steg ruhte. Dann und wann hielt er schwer atmend einen Augenblick inne, um nach dem Gärtnerhäuschen hinaufzuhorchen. Aber dort regte sich nichts. Dann nagte die Säge wieder an den starken zähen Eichenbalken.

Doben in dem Stübchen, in dem ein kümmerliches Lämpchen brannte, saßen zwei Kinder. Ein Mädchen, das etwa zehn Jahre alt sein mochte, und ein Bubchen, das wohl kaum schon den Weg zur Schule frampeln mußte. Das Mädchen hatte ein wunderholdes Gesicht: leuchtende blaue Augen schimmerten wie Bergglocken unter der hohen weißen Stirn, um die sich ein schwerer, hellblonder Haarfranz legte. Leise flüsterte das Bubchen, das seinen Kopf in den Schoß der Schwester gelegt hatte: „Wird der Vater bald kommen? Schier kann ich's nimmer erwarten. Die Mutter hat gesagt, sobald der Vater da ist, kommt 's Christkindle.“ „Horch!“ lächelte das Mädchen und deutete auf die verschlossene Tür an der Hinterwand des Stübchens, „dort drinn ist schon das Christkindle bei der Mutter. Hörst, wie's leise lacht? 's tut gerade, wie wenn ein Silberglöcklein läutet.“

Das Bübchen richtete sich auf und faltete die Hände:

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drinn wohnen
Als Jesus allein!“

Dann rief's eifrig: „Gelt, wenn ich so bete, legt das Christkindle mir eine Trommel unter den Christbaum?“ Das Mädchen nickte. „Und einen Säbel möcht' ich haben. Einen ganz großen. Weißt, so einen, mit dem man richtig draußschlagen kann. Wenn dann der böse Friederle wiederkommt und dir die Petroleumlampe ausleert, wie im Sommer, dann schlag' ich ihm auf den Kopf!“ Die Schwester fuhr dem Bübchen über die Haare: „Mußt heut nicht so böß tun.“ sagte sie, „weißt nimmer, wie die Mutter gesagt hat?“ „Der Friederle ist ein

armer Tropf,“ hat sie gesagt, „den hat gar niemand lieb. Seine Mutter liegt draußen in dem kalten Grab auf dem Kirchhof, und sein Vater ist fortgezogen mit den Zigeunern, die unseren alten Regenschirm mitgenommen haben. Jetzt ist der Friederle bei dem Totengräber, der jagt ihn jeden Tag aus dem Haus, daß er Brot und Milch betteln soll, und wenn er nichts heimbringt, schlägt er ihn mit seinem dicken Stock und er hat nicht einmal ein Mäntelchen angehabt, wie vorige Woche der viele Schnee gefallen ist, und seine Hände sind ganz blau gefroren gewesen. Weißt, wenn der Friederle noch sein Mutterle hätt', dann wär' er auch nicht so böß.“ „Warum weckt aber der liebe Gott dem

Friederle sein Mutterle nicht auf?“ fragte das Bübchen. „Ich weiß nicht,“ sagte das Mädchen, „vielleicht hat der Friederle den lieben Gott noch nicht darum gebeten.“ „Ja, ja,“ fiel das Bübchen ein, „der betet garnicht. Der traut sich nicht. Der hat Angst vor dem lieben Gott. Weißt noch, wie im Sommer im Herrschaftsgarten die ersten Aprikosen reif geworden sind? Der Vater hat eine so große Freud' dran gehabt, weil der Herr Baron immer gesagt hat: „Bei uns werden die Aprikosen nichts.“ Und der Vater ist jeden Tag hinunter gegangen an die große Mauer, an der die Aprikosen gestanden sind, ob sie nicht bald gelb sind, daß er sie dem Herrn Baron nach Karlsruhe schicken kann. Und wie er gemeint hat, jetzt kann er sie holen, da sind alle Zweige mit einer Nebeldecke abgeschnitten gewesen, und der Friederle hat in der Schule die Aprikosen verteilt und hat geschrien: „Wir können auch Aprikosen essen.“ Der Baron hat Geld genug, der kann sie kaufen.“ Dann hat's der Vater dem Bürgermeister gesagt, und der Friederle hat vom Polizeidiener Schläge gekriegt, daß er schier hat nimmer aufstehen können. Und der Vater hat ihm gesagt: „Wenn du so fort-



Das Büschlein lag auf dem Bauch quer über der hölzernen Brücke.

macht, kommt ins Zuchthaus, du gottvergessener Schlingel!" Darum hat der Friederle Angst vor dem lieben Gott!" Das Mädchen wurde totenblau. „Ach, der arme Friederle! Wie hat er geschrien — wie ein wildes Tier, haben die Leute gesagt!"

Die Tür des Hinterzimmers öffnete sich, die Mutter kam ins Stübchen, heimlich lächelnd. „Kinder, Kinder, wenn ihr wüßtet, was das Christkindle alles gebracht hat!" „O Mutterle!" riefen die beiden und sprangen auf. „Still, still!" antwortete die Mutter, „wir müssen noch warten, bis der Vater heimkommt. Er hat müssen das Reh für den Herrn Baron an die Bahn tragen. Es kann nimmer lang dauern, dann ist er da. Dann . . .", und ein Strahl himmlischer Freude leuchtete über ihrem Gesicht.

Ob die drei nicht in diesem Augenblick am Fenster ein Bubengesicht sahen, das verstört und tückisch hereinblühte, um rasch wieder zu verschwinden? Heute will ich dir die Aprisosen bezahlen!" zischte der Friederle draußen im Vorgärtchen. Seine Sägearbeit am Steg unten war fertig. Nun wollte

er noch ein bißchen horchen, was die da oben im Gärtnerhaus trieben, die „feinen Kinder," die er haßte, seit er sie kannte. Sie trugen Belztrügelchen und Handschuhe aus bunter Wolle, wenn er halb zutode scieren mußte. Sie durften die köstlichen rotbackigen Äpfel verspeisen, wenn er umsonst nach einer Brotkrume in seiner Tasche suchte. Und als ihm das Mariele einmal einen Apfel hingestreckt hatte, schlug er ihn ihr aus der Hand: „Friß deinen Kram selber. Ich brauch' nichts von dir!" Er hatte hellauf gelacht, als die Augen des Mädchens sich mit Tränen füllten. Und doch — sonderbar! — er mußte diese Augen immer wieder sehen; und dabei fiach es ihn in die Seele wie ein spitziger Dorn. Wie die Augen heut Abend ausgehen mußten, wenn von da drunten ein Schrei heraufklang? . . .

Horch! Eben wurde drinnen in der Stube sein Name genannt! Er legte sein Ohr an die unterste Scheibe. Das Mariele bettelte in stöndendem Ton: „Mutterle — der Friederle — das Christkindle kommt gewiß nicht zu ihm — heut' mittag ist er unter der Linde gestanden, und sein bloßer Ellbogen hat aus dem zerrissenen Rockärmel geguckt — ganz rot und blau verfroren — er war so finster und so traurig, weißt, wie das arme Hundle von den Kesselflickern vorigs Jahr, das so wüß gefnurrert hat, und du hast gesagt: „Armes Tier, dich hat noch nie jemand gestreichelt!" und dann hat das Hundle gewinselft und dir die Schuhe geleckt — gud, Mutterle, ich will gar nichts vom Christkindle haben, nur einen Teller voll Gutsele, wenn — Mutterle — wenn ich den Friederle zu uns holen dürft', daß er das Bäumchen brennen sieht, und meine gestrichte Kappe mit dem Fuchspelz dran, die du mir versprochen hast, will ich ihm schenken. Mutterle, darf ich?" Die Augen des Lausfers wurden weit und bohrten sich mit einem Gemisch

von Angst und Hoffnung in das Gesicht der Mutter. Die Mutter war zuerst zusammengeschröcken, aber dann jah sie in die Augen ihres Kindes, und sie streichelte es über das blonde Köpfcgen: „Na, Mariele, du bist mein gut's Herzele. Tüt' mich der Sünd' fürchten, wollt' ich den Herrgott zur Tür hinausweisen, wenn er aus dem Herzen meines Kindes nach mir lanqt!" Rasch entschlossen stand sie auf. „Kommt, Kinder, der Vater muß bald hier sein. Wir gehn ihm entgegen und nehmen ihn mit ins Armenhaus. Dort holen wir den Friederle. Der Vater ist gut, er wird's leiden. Und das arme Büble soll's heut' abend gut haben. Es soll merken, daß der Heiland zu den Armen gekommen ist."

Rasch hatte sie den Kindern die Klappchen aufgesetzt und nahm ihr Umfchlagtuch über den Kopf. Dann gingen sie den schmalen Pfad hinunter in die Nacht. Vor ihnen buchte ein dünner Schatten. Sie sahen ihn nicht. Die Finsternis hatte ihre Augen völlig verschlossen. Aber auf der Straße erklang ein heller Zodler. „Der Vater!" rief Mariele und sprang auf den Steg zu.

Gerade wollte sie den Fuß setzen, um auf die schmale Planke zu treten, da scholl ein schriller Schrei, wie in höchster Todesnot, ein Krachen, ein Klatschen und Klatschen, hochauf spritzte das kalte Schneewasser dem tödlich erschrockenen Kind mitten ins Gesicht . . .

„Was ist denn das?" hörte man den Vater auf der andern Seite rufen. Der Mann nahm die Blendlaterne, die er bei abendlichen Gängen stets bei sich trug, die Flamme zuckte auf, und der dünne Lichtstrahl schwebte suchend über den schnell dahinhüpfenden, gurgelnden und brausenden Wässern. Der Steg war in die dunkle Tiefe gefallen dort unten sah man noch die Lausplanke, die von den höhnlich fichernden Wellen schaukelnd und wiegend weitergetragen wurde.

„Vater, Vater, was hängt dort am Weidenbusch?" schrie Mariele. Am jenseitigen Ufer stand ein fnorriger Weidenstumpf, und ein Bündel wie zusammengeballte Kleider schienen drauf zu liegen. Vorsichtig stieg der Mann die steile Böschung hinunter. „Es ist wahrhaftig ein Mensch!" murmelte er und zog den schlaffen Körper in die Höhe.

Im Dachkammerchen des Gärtnerhauses lag der Friederle. Es war der zweite Christtag. Leise verschwammen die letzten Töne der Vaterunserglocke des Morgengottesdienstes in der klaren Frostluft. Es war, als ob sie mit zarten Fingern noch liebevoll über die Scheiben des winzigen Stübchens strichen, ehe sie vollends verhallten. „Gott sei Dank! er wacht auf!" sagte die Mutter zum Mariele. Verstört blickten die stehenden Augen des Burschchens, noch halb von der Fieberhitze entzündet, in das Gemach. Dann fuhren die Hände wild in die Höhe: „Fort, fort!" schrie er, „ihr kriegt mich nicht. Ich lauf' wie ein Has. Den



.. da scholl ein schriller Schrei . . .

Friederle soll keiner mehr mit dem Kreuzdorn hauen!" Die Frau legte zärtlich die Arme um den Unglücklichen. „Niemand will dir etwas zu Leid tun. Bleib liegen, mein Kind! Hast ja uns das Leben gerettet. Wer weiß, wo jetzt Mariele und mein Mann lägen, wenn du nicht vor uns auf den morischen Steg gesprungen wärest!" Der Bub' bäumte sich unter den zarten Armen der gütigen Frau. „Fort, fort!" schrie er noch einmal. „Lieber tot als bei euch!" Da trat das Mariele an sein Bett: „Friederle, gud' 's Christkindle ist gekommen und hat dir was gebracht!" Damit setzte sie dem Kranken ein rotvolles Käppchen auf, um das ein Fuchsfell zierlich vom Kürschner gelegt worden war. Als er in die Augen des Mariele schaute, fing er bitterlich zu weinen an. „Ach Gott, wenn du wüßtest!" und nach einer kleinen Pause meinte er trozig: „Alles sollt ihr wissen, dann jagt ihr mich fort. Und dann ist's aus!" Und er erzählte sein böses Vorhaben und wie er dann doch nicht habe leiden können, daß das Mariele in den Fluß siele, und gerade noch auf den

Steg habe springen können, weil's zu spät war, sie zu warnen. „Jetzt wird mich euer Vater schlagen. Und er soll mich nur totschlagen, dann ist alles aus."

Da sah die Frau mit unendlichem Erbarmen auf das arme Büblein. „Rein, Friederle, 's ist nicht alles aus. Jetzt fängt's erst an. Du gehörst uns. Unser Mariele hat dich für uns erobert. Du sollst zu meinem Mann in den Garten kommen und sollst sehen, wie lieb wir dich alle haben."

Der Friederle sank in die Kissen zurück. Es kam über ihn wie eine wunderholbe Seligkeit. Als ob der Himmel wie lauterer Gold in das Stübchen hereinleuchte und süße Engelsstimmen ein Lied sängen von Friede und Freude, die nimmer stirbt.

So ist durch die holde Güte eines Kindes zu einem Verlorenen die rettende Gottesgnade gekommen. Wißt ihr nun, warum wir singen:

„Welt war verloren,
Christ ist geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!"

Krieg im Frieden.

Novelle von Thea von Harbou.

Leutnant von Lippstein befand sich in einer Laune, daß sein Bursche seit früher Morgenstunde nur in möglichst weitem Bogen um ihn herumging, denn sein sonst seelenguter Herr entwickelte in solchen Zeiten eine fabelhafte Technik des rechten Handgelenks, verbunden mit prachtvoller Treffsicherheit aller verisbaren Gegenstände. Betrübte nämlich der gute Dobritschel in der hübschen, neuen Wohnung herum, denn er konnte mit dem besten Willen nichts für die Schicksalsstüde, die seinen Herrn hartnäckig heimsuchte. Der alte Onkel mußte rein einen Klapf haben, daß er, für das Seelenheil seines Neffen fürchtend, ihn vor die Alternative stellte, entweder das Gut Lippstein übernehmen oder sich aus der Residenz in irgend ein Nest versetzen zu lassen. Das erste schlug Hans Henning rundweg ab — ehrlich gesagt, weil er nicht genau wußte, ob er Weizen von Gerste unterscheiden konnte — und der alte Griesgram setzte es, weiß Gott, auch durch, daß Hans Henning aus der lieben Residenz, aus dem lieben Regimente, aus tausend netten Verbindungen heraus in ein elendes Nest geworfen wurde, das sich überhaupt nur durch den Umstand, Garnison zu sein, am Leben erhielt.

Dieses war der erste Streich. Hans Henning sagte zu allem Ja und Amen, denn nun war ja doch alles egal — das bildete er sich ein. Ob er nun nach Sibirien kam oder an den Venue, das war ihm alles eins. Die erste Wohnung, die er im Lokalblättchen des Nestes fand, mietete er von der Residenz aus auf ein Jahr — und das war der zweite Streich — aber den spielte er sich selber. Fürs erste schien alles schön und gut, die Wohnung war geräumig, hübsch gelegen und hatte einen breiten, mit Leinwand überdachten Balkon, den Dobritschel mit bequemen Korbmöbeln recht gemütlich ausgestattet hatte, auch schwante ihm die Idee von Blumenkästen rund herum, denn manchmal litt Dobritschel ein klein bischen an Größenswahn.

Aber schon während seiner ersten Arbeit auf dem Balkon waren ihm vom gegenüberliegenden

Haus Töne ins Ohr gedrungen — Klaviertöne — immer 'rauf und 'runter, stundenlang. Daß das Tonleitern waren, ahnte der gute Bursche freilich nicht in seinem unschuldigen Gemüte; aber daß es etwas ganz Fürchterliches war, das fühlte er.

„Daran wird mein Herr Leutnant ja seine Freude haben," dachte er ahnungsoll, und die hatte Hans Henning von Lippstein wirklich. Wie ein Gummiball fuhr er in die Höhe, als in sein friedliches Teestündchen hinein rastlose Klavierübungen drangen. Das hatte ihm noch gefehlt! Trotz der geschlossenen Fenster kamen die Töne unverschämte deutlich herüber, besonders die falschen, für die Hans Henning besonders empfindliche Ohren hatte. Breite Straßen durfte man in diesem Neste nicht erwarten.

„Himmel Donnerwetter!" fluchte Lippstein, „das hält ja kein Kilpferd aus! Sind die denn von allen Göttern verlassen? Dobritschel!" Der Bursche erschien. „Jetzt gehst du zu unserer Wirtin und fragst, wer da drüben wohnt!"

Dobritschel verschwand und brachte nach zehn Minuten die Nachricht mit, daß dort drüben eine Klavierlehrerin wohne, die den ganzen Tag Stunden gebe, mindestens sechs am Tage. Hans Henning von Lippstein sank vernichtet auf den nächsten Stuhl. Also selbst außerhalb der Residenz ist nicht alles egal.

Wütend warf Hans Henning die Balkontür hinter sich ins Schloß und vergrub sich beim herrlichsten Septemberwetter hinter die Mauern.

Das hält kein Mensch auf die Dauer aus, besonders wenn er zeitlebens so über alle Bäume vom Schicksal verzoogen worden ist, wie Hans Henning. Eine derartige Impertinenz war dem guten Jungen überhaupt noch nicht vorgekommen — und so empfand er in seiner ohnehin miserablen Laune die Existenz dieser Klavierlehrerin als eine persönliche Beleidigung.

Vorläufig war gar nichts dagegen zu machen, wenn er den ganzen Tag nicht nach Hause kam, schnitt er sich ins eigene Fleisch.

Acht Tage gingen ins Land. Hans Hennings Balkon lag verädet; aber selbst durch die geschlossenen Türen und Fenster verfolgten ihn die Tonleitern und Etüden. Er war müde bis auf die Knochen geworden und träumte sogar von dem vorbandenen Klaviergeklimper. Nach berühmten Mustern hieb er den Gordischen Knoten mit einem Gewaltreich entzwei, indem er eines Sonntags morgens bei der Klavierlehrerin vor sprach, um ihr klar zu machen, daß für sie beide diese Straße nicht Raum habe. Daß sie seiner Herrlichkeit weichen würde — daran zweifelte der Freiherr von Lippstein keinen Augenblick!

Ein einfaches Mädchen nahm ihm „drüben“ die Karte ab und wies ihn ins Musikzimmer. Herablassend nickte der Freiherr. Also da stand dies Marterinstrument des 20. Jahrhunderts! Im ersten Impuls wollte Hans Henning einfach den Schlüssel herumdrehen, ihn in die Tasche stecken und damit abziehen; aber er besann sich rechtzeitig, denn erstens kam er mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt und zweitens half das auch nicht auf die Dauer. Nein, er mußte dem „Drachen“ persönlich die Meinung sagen — und er räusperte sich sehr energisch, als die Tür aufging und Fräulein v. Selden eintrat.

Aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken!

In seiner Vorstellung wurden die Klavierlehrerinnen vierzig- bis fünfzig-jährig geboren, hatten einen Zwider auf der Nase, ein Paar verbissene Lippen und glattgebürstetes Haar. Wie er zu dieser fixen Idee gekommen, wußte er selbst nicht. — Und nun trat ihm ein junges, schlankes Ding entgegen, das ihn aus großen, dunkelgrauen, unbefestigten Augen verwundert, aber freundlich ansah, in halber Befangenheit am weltigen Blondhaar zupfte und mit einer sehr weichen, dunklen Stimme sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ; aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Hans Henning verneigte sich tief — so tief, daß er rot bis unter die Fingelfrisur wurde. Herrgott, jetzt Worte finden! Hoffentlich denkt sie nicht, daß ich Stunden bei ihr nehmen will, seufzte er innerlich — und der Gedanke gab ihm die nötige Haltung wieder. Zum Kudud, er war doch Herr der Situation, wo er hinkam! Warum nicht diesem kleinen Mädchen gegenüber. Er gab sich einen Ruck, setzte seine hochmütigste Miene auf, um die Würde zu bewahren, nahm einen Anlauf und begann: „Gnädiges Fräulein — ich komme — in einer mir — recht — unangenehmen Situation — nein, bewahre! — Angelegenheit zu Ihnen.“

„Bitte!“ sagte die weiche Stimme ein bißchen gekloppt. Hans Henning war wütend! Er hätte sich ohrfreigen können ist er seine Vellommenheit Alle Vozleit sammelte sich unbeabsichtigt in seiner Stimme.

„Sie sind Klavierlehrerin, gnädiges Fräulein?“ Fräulein von Selden maß ihn mit befremdeten Blicken.

„Ja,“ sagte sie sehr gemessen. Wie kam ihr dieser Mensch vor?

„Ist das — hm! ist das eine Notwendigkeit?“

„Dümmer kannst du es nun nicht mehr machen,“ sagte sich Hans Henning zum Trost. Er beobachtete krampfhaft das nervöse Spiel ihrer schmalen Finger, die weiß und fein auf dem dunklen Sammet lagen. Daß solche schöne Hände so grausam sein können.

„Herr Leutnant, gestatten Sie mir eine Gegenfrage. Welches Interesse hat mein Beruf für Sie?“

„Ein ungeheures!“ verteidigte er sich — gereizt durch ihren kühlen Ton, dessen feinschwingende Erregung er nicht heraushörte. „Da Sie gewiß bemerkt haben, daß wir Nachbarn sind . . .“

„Ja!“ bekannte sie zögend.

„Nun, so werden Sie einsehen, daß das fortgesetzte Wiederholen von Tonleitern und geistlosen Liedern . . .“

„Ja, glauben Sie denn, Herr Leutnant, daß wir mit Beethoven und Chopin ansingen?“ fragte sie und ihre feinen Nasenflügel bebten. „Auf den Tonleitern klettern wir eben in den Himmel hinein.“

„Aber ihre Nachbarschaften entschieden nicht,“ sagte er bündig und mit jener Logik, die an Verzweiflung grenzt.

„Herr Leutnant,“ sagte Voite von Selden eisig und es stimmerte in ihren Augen, „Sie dürfen mir aufs Wort glauben, daß mir die ewigen Stunden, die immer wiederkehrenden Fehler eine Qual sind, der ich mich leider nicht entziehen kann . . .“

„Aber warum denn nicht!“ warf er ein. Verzeihen Sie diesen Gänfen doch die Noten an den Kopf und schicken Sie sie nach Hause. Dann sind Sie den Jammer los!“

„Und den Verdienst dazu!“ sagte sie gelassen.

„Den Verdienst?“ wiederholte er verblüfft.

„Jawohl,“ bestätigte sie und in wachsender Erregung fuhr sie fort: „Glauben Sie, daß ich zum Privatvergnügen diesen Beruf treibe?“ Er glaubte das allerdings. „O nein, Herr Leutnant, so weit habe ich es leider noch nicht gebracht! Da Sie aber so lebhaftes und auch gewiß begreifliches Interesse an meiner Tätigkeit nehmen, möchte ich Ihnen ein paar Notizen darüber geben. Ich siehe mit meiner kranken Mutter allein in der Welt, und es ist mein Stolz und meine Freude, ihr das Leben so schön zu gestalten, wie mir es nur möglich ist. Von dieser Seite betrachtet, ist das Stundengeben allerdings ein Vergnügen.“

„Gnädiges Fräulein!“ warf er ratlos ein.



„Aber Voite, gnädiges Fräulein, wo kommen Sie nur her bei diesem Wetter!“

„Bitte, Herr Leutnant!“ Dunkelrot in dem feinen Gesichtchen schnitt sie ihm das Wort ab. „Dreimal haben wir in diesem Jahre das Quartier wechseln müssen, weil den Leuten die Musik zu viel wurde. . . . Meine jetzige Mietsherrin, die ja wohl auch die Ihre ist, wenn ich nicht irre, hat zwar bis jetzt Nachsicht gehabt, wird aber ganz gewiß auf Ihren Wunsch hin bereit sein, mir in Ihrem Interesse das „Handwerk zu legen“. Ich sehe nach dieser Unterredung selbstverständlich einem neuen Wohnungswechsel mit allen feinen Widerwärtigkeiten entgegen. Bis dahin bitte ich Sie aber, gütigst Nachsicht zu haben. Ich bin mir nicht bewußt, daß ich bei offenem Fenster hätte nicht lassen. Da meine Schüler aber sehr weit auseinander wohnen, kann ich meinen Verpflichtungen nicht außer dem Hause nachkommen. Es bleibt also nur noch eine Möglichkeit, Sie von dem Uebel zu erlösen. Diesen Vorschlag habe ich Ihnen bereits gemacht und somit darf ich die Unterredung wohl als beendet betrachten!“

Hans Henning war draußen — er wußte nicht wie. Das ging alles so blisknapp — und deshalb sah er auch nicht, wie die junge Dame sich in einen Sessel warf und ganz herzlich weinen begann. Ihm wäre jedenfalls noch elender zumute geworden, als ihm ohnehin schon war. Er setzte sich zu Hause auf seinen hübschen, sonntäglich ruhigen Balkon und dachte nach. Das Endresultat dieses Nachdenkens war: „Hans Henning, du bist das größte Kamel, das je auf Gottes Erdboden gegrast hat!“

„Lotte! Himmeltreuztücken noch einmal, wie konnte er dieses süße, herzige Geschöpf so beleidigen, ihm so wehe tun! Wie ihr die Augen flammten in dem zarten, abgespannten Gesicht! Am liebsten wäre er aufgesprungen und zu ihr hinübergerannt, um sie um Verzeihung zu bitten; aber so geschwind läßt sich das nicht verzeihen, und von ihr abgewiesen werden, — nicht um Venedig!“

Die ganze Nacht plagte sich Hans Henning mit Entwürfen und Entschlüssen und er kam zu keinem Resultate.

Am nächsten Morgen goß er sich den ganzen Wasserkrug über den Brunnenschädel und schwang sich aufs Pferd.

„Herr Leutnant von Lippstein — zum Donnerwetter! Wollen Sie nicht gefälligst auf den Weg aufpassen?“ schrie Rittmeister Garding, sich im Sattel hebend; aber es war schon zu spät. Hans Hennings Pferd glitt am Rande des Grabens aus, nach dem er es gedankenlos gelenkt hatte, stolperte und bäumte sich auf. Der Reiter wurde herabgeschleudert und schlug mit dem Kopf auf den Weg auf. Der nächste Reiter sprang ihm zu Hilfe, dann verlor der Leutnant die Besinnung.

Man brachte ihn in seine Wohnung. Dobritschel spielte den Krankenwärter mit Geschick und rührender Sorgfalt. Schlimm war die Sache nicht, aber langweilig und die Gedanken, die den Patienten heimsuchten, waren auch nicht eben rosig. Arme liebe Lotte! Wie würde sie böse sein, und — wenn sie wahrhaftig glaubte, daß er die Besitzerin der beiden Häuser bereben würde, ihr zu kündigen? Konnte sie das glauben? Einem

solchen Ekel, als der er sich gezeigt hatte, war schließlich alles zuzutrauen. Aber — nein, das hielt er nicht aus! Mit einem Nuck wollte er in die Höhe; aber Dobritschels mächtige Fäuste drückten ihn in die Kissen nieder.

„Herr Leutnant müssen stille liegen!“

Hans Henning sah das gelber ein; aber eine Aenderung mußte geschehen.

„Dobritschel, du mußt mir einen Weg gehen — und zwar zu Fräulein von Selden, verstanden?“ Der Bursche grünte verständnisinnig.

„Du läßt dich Fräulein von Selden persönlich melden, hörst du? und sagst ihr — ja, was dem gleich. . . ich läge auf der Nase, sonst wäre ich schon lange bei ihr gewesen — und sie sollte vergessen, was ich ihr gesagt habe. Mach nicht so ein dämliches Gesicht, mein Teurer, sondern verschwinde!“

Und Dobritschel verschwand. Er entledigte sich seines Auftrages sehr gewissenhaft und bemerkte zu seiner großen Befriedigung, daß das blasse Fräulein von drüben noch viel blässer wurde, als er ihr vom Unfall seines Herrn erzählte.

„Ist es sehr schlimm?“ fragte sie ganz leise.

„Und ob!“ Dobritschel tat ganz beleidigt. „Er hat tolles Fieber und arge Schmerzen!“

„Ach — ich danke Ihnen für Ihre Nachricht,“ sagte sie und gab ihm einen Taler; aber dann war die Tür zu — und Hans Henning zergrübelte sich den Kopf, ob nun auch wirklich alles gut sei. So sehr er aber auch lauschte — kein Ton klang von drüben zu ihm herüber. War er nun auch daran schuld? Ach Gott, wenn er nur erst wieder auf den Füßen wäre!

Endlich kam dieser ersuchte Tag, da ihm der Arzt das Ausgehen erlaubte. Es war ein, wie man zu sagen pflegt, „Hundewetter.“ — Er ging über die Straße und klinkelte bei Lotte

von Selden. Dabei schlug ihm das Herz wie ein Schmiedehammer.

„Das gnädige Fräulein ist ausgegangen,“ rief das Mädchen ihm durch die Türspalte zu. War das wahr? Sonst ging sie doch nie aus. Es war auch schon dämmerig — also zürnte sie ihm doch noch?

Hans Henning fuhr sich trübe mit der Hand über die Stirn. Nun war ihm die Genesensfreude zerschlagen. Nach Hause mochte er nicht, es war trübe und peinigend in der Einsamkeit. So ging er denn langsam die Straße hinab und in den Sturm hinein. Eben, als er um die Ecke biegen wollte, stand eine schlanke, dunkle Gestalt vor ihm.

„Lotte!“ schrie er in seliger Freude auf — nun war seine Hoffnung doch nicht verloren. „Aber Lotte — gnädiges Fräulein — wo kommen Sie nur her — bei diesem Wetter!“

Er nahm ihr die Noten aus der Hand und hielt ihre eiskalten Finger in seinen großen, warmen Pranken fest.

Sie ließ es geschehen, stoßweise kam ihr der Atem von den Lippen: „Man sagte mir doch. . . Sie wären krank?“

„Das war ich auch!“ rief er eifertig. „Aber Kind, Sie zittern ja am ganzen Körper! Wie



— Und dafür küßte er sie.

fönnen Sie nur bei diesem Wetter auf die Straße gehen! Sie können ja nicht einmal den Schirm halten — Kind, liebes!"

Und in einer Freude, die ihm selbst ein Rätsel war, zog er ihre Hand durch seinen Arm und schlug den Mantel um ihre liebe Gestalt. Sie war ganz gehorjam — ließ sich führen und aus der molligen Wärme klang ihre leise Stimme heraus: „Ihr Bürde sagte, Sie wären krank — deshalb habe ich meine Stunden außer dem Hause gegeben, weil ich dachte, das könnte Sie . . . stören —“

Da blieb er stehen, mitten im Sturm. „Lotte!“ es bebte wunderbar in seiner Stimme, „das

habe ich nicht um Sie verdient! Lotte! Liebe Lotte!

Sie schlüpfte an ihm vorüber ins Haus. Er ging ihr nach bis in das helle Gemach, wo der arge Flügel stand.

„Lotte!“ bei beiden Händen hielt er sie fest, „darf ich mir das deuten, wie ich will?“

Sie nickte und lachte unter Tränen — und er zog sie an sich, wie ein liebes, zartes Heiligtum. Lotte von Selden aber huschte ihm davon — setzte sich an den Flügel und spielte den „Jungfernkranz“, den er nicht leiden mochte, mit einem leisen, schelmischen Mädchenlachen — das war ihre einzige Rache — und dafür küßte er sie.

Dur 150 Jahren.

Humoreske von Ralph v. Rawitz. Nach einem historischen Vorfalle.

Es war an einem schönen Oktoberabend des Jahres 1757. Drüben, hinter den Wipfeln des Tiergartens, sank die herbliche Sonne und ihre letzten Strahlen vergoldeten die schlanke Spitze des Turmes der Petrikirche. Dort oben, wo eine Schar von Krähen schwirrte, war es noch licht und hell, aber unten, am Fuß des Turmes, lagerte schon die Dunkelheit, und noch finsterner sah es in der Werkstatt des Obermeisters der altberühmten Berliner Handschuhmacher-Zunft aus. Herr Christoph Fackessel liebte die äußerste Sparsamkeit und entschloß sich, eine oder zwei Kerzen immer erst dann zu opfern, wenn seine Gesellen den Handschuh nicht mehr von einem Stiefel unterscheiden konnten. Auch heute wurde in seinem Hause erst Licht angezündet, als alle Nachbarn schon lange im Bellen saßen. Ein schlantes Mädchen, rotwangige Dunkelblondine mit großen, graublauen Augen, brachte in Blechleuchtern die Kerzen und stellte sie mitten auf den Tisch, an dessen oberem Ende ihr Vater und zu dessen beiden Seiten die Gesellen saßen. Unten am Tisch kauerte der Lehrling mit verweinten Augen. Er hatte soeben wegen irgend-einer Dummheit eine schallende Maulschelle erhalten.

Lautlos arbeiteten die Männer eine Stunde. Dann, als es oben auf der Kirche 7 Uhr schlug, legte der Meister die Arbeit hin und sagte: „Basta — Punktum — Abendessen!“

In der Stube neben der Werkstatt war das einfache, aber saubere Mahl zugerichtet; es gab Kartoffeln mit Hering und dazu ein kleines Maß Dünmbier. So still sie gearbeitet hatten, so still aßen jetzt auch die Männer, und als die letzten Bissen verschwunden waren, ging man mit einem bescheidenen: „Wünsch gute Ruh!“ auseinander.

Auch Friße Degeberg, der ältere Geselle, wollte sich entfernen, als der Meister ihn am Arm nahm und noch einmal in die Werkstatt schob. Dann rief er mit einer Stimme, der man anhörte, daß ihr Meister keinen Widerspruch leide, nach seiner Tochter: „Christine, hierher!“

Das junge Mädchen erschien; eine hohe Röte überzog ihr freundliches Gesichtchen; sie schien zu ahnen, was da kommen sollte.

Der Alte räusperte sich, strich sinnend den langen Graubart und nahm endlich das Wort:

„Hör mal, Friße, und Du auch, Mädchen. Ich will Euch etwas sagen. Denkt nur nicht, daß der

Alte taub und blind ist. Was Ihr beide miteinander vorhabt, hat er schon lange gemerkt! Ihr wollt heiraten — jawohl! Das ist es! Davon kann aber keine Rede sein. Ich habe Dich, meine liebe Tochter, dem Sohn des Stadtschreibers Mathe fest zugesagt, und was ich versprochen habe, halte ich auch. Tue mir den einzigen Gefallen und ziehe nicht Deine Tränenklappe auf, ich lasse mir nichts abweinen. — Und was Dich betrifft, Friße, so würde ich zu jedem anderen jagen: „Schmüre Dein Hänzl!“ Aber Dir vergesse ich es nicht, daß Du Deine Haut für Fridericus Rex eingeseht hast, und daß sie Dir bei Kollin über den Arm gehauen haben. Da hast Du nun Deine Schloßerei nicht weiter treiben können und versucht es mit dem Handschuhmachen. Aber Du wirst wohl schon selbst gemerkt haben, daß kein Meister vom Himmel fällt, und bis Du in unjerer Zunft einmal selbständig wirst, vergeht wohl noch lange Zeit. Wovon willst Du also heiraten? Schlage Dir die Christine aus dem Kopf! Ein heller Junge wie Du wird schon einen anderen Schatz finden! Und damit basta, Punktum!“

Nach dieser Rede, einer der längsten und eindrudsvollsten, die Meister Fackessel je gehalten, ging er in seine Stube, um einen Blick in das Wochenblättchen zu werfen; Christine aber und Friße verschwanden in ihren Kammern, nachdem sie sich schnell noch einmal die Hand gedrückt und ewige Treue gelobt hatten.

„Ich werde schon etwas ausspintisieren,“ flüsterte der stattliche Gesell, „mein Arm wird auch bald ganz kräftig sein und dann mache ich mich wieder an die Kunstschloßerei. Weine nicht, Tindchen, ich kriegen Dich doch noch.“

Oben im Giebel des Fackesselschen Hauses war keine bescheidene Kammer; dort warf er sich auf das Lager und zermarterte den Schädel viele Stunden lang; erst als es auf dem Petriturm zwei Uhr schlug, senkte sich der Schlaf auf seine müden Augen nieder. Aber auch danach fand er keine Ruhe. Er sah sich bei Kollin, hörte den Kanonendonner, hieb auf einen Gegner ein, der plötzlich sein eigener Meister war, glaubte Christinens angstvolle Stimme zu vernehmen und fuhr erschreckt aus den Kissen auf.

Es war erst fünf Uhr — aber er sprang kurz entschlossen auf und beschloß, einen Frühspaziergang an der Spree entlang zu machen; auf Schlaf

war doch wohl nicht mehr zu rechnen. Allenthalben in der Stadt regte es sich schon, und als er sein Kammerfenster öffnete, hörte er deutlich Trompeten: Tarati — Tarati — ara!

„Nanu?“ sagte er zu sich selbst, „schlaf' ich denn noch? Das ist doch nicht möglich, das klingt ja wie österreichische Blashörner!“

Es klang aber nicht nur so — es waren wirklich österreichische Trompeten. Hell schollen sie durch die „Linden“ über den Schloßplatz und in die „Breite Straße“ hinein. Berlin war vom Feinde überfallen! Das Reiterkorps des kühnen Generals Grafen Hadik hatte die preußische Armee umgangen und marschierte durch die Straßen der friedrichianischen Königstadt.

Hei! War das eine Ueberraschung an jenem Oktobermorgen! Alle Geschäfte standen still. Die Bürger traten vor ihre Haustüren, die Frauen lagen in den Fenstern. Da kamen sie, die ungarischen Husarenregimenter mit schallender Feldmusik, unter dem Doppeladler, der von den Standarten wehte; da kamen sie, die Marien-Theresien-Kürassiere, die Ehre der lustigen Kaiserstadt an der Donau. Da kam er an der Spitze, der kühne General auf einem prächtigen Schesken, und verlangte nach dem Rathaus und dem Oberbürgermeister.

Schleunigt wurde das Ratsskollegium zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen. Hier, im vollen Plenum, stellte der Führer des Feindes seine Bedingungen: Zahlung einer Kontribution, Ueberreichung eines wertvollen Gegenstandes der Berliner Industrie als Präsent für Ihre Kaiserliche Majestät in Wien, Darbringung eines Präsentes an ihn selbst, den Sieger. Was half alles Sträuben und Protestieren? Berlin mußte in den sauren Apfel beißen und blechen. Als Geschenk für die Kaiserin wurde aber sofort die Herstellung von 30 Paar der hochberühmten Berliner Handschuhe, als Präsent für Hadik die Herstellung einer gelblackierten eleganten Karosse (welche Madame la Comtesse Hadik sich wünschte) in Angriff genommen.

So kam es, daß, während alle anderen Gewerke still lagen, die Handschuhmacher- und die Wagenbauer-Zunft im Schweife ihres Angesichtes arbeiteten. Die Obermeister der beiden Gewerke, Herr Fackfessel, den wir schon kennen, und Herr Müller, hatten lange Konferenzen, berieten, schalteten und tobten.

„Mein jowas!“ sagte Fackfessel, „so ungenügend hab' ich all' mein Lebtag noch nicht gearbeitet!“

„Nö wo!“ replizierte Müller, „ich amüsiere mich darüber! Schau'n Sie, Fackfessel, wie lange kann das dauern, dann sind unsere blauen Jungens da und dann adje, Herr Hadik! Prost Mahlzeit! Eine Gelblackierte herzustellen, dauert mindestens acht Tage. Und was an mir liegt, so wird es zwölf Tage dauern, und dann ist der Oesterreicher längst über alle Berge. Die Frau Komtesse wird ihre

Karosse wohl nie zu sehen kriegen. Und das freut mich, Fackfessel!“

„Ja — Sie sind fein raus,“ seufzte der Obermeister der Handschuhmacher, „aber ich kann so was nicht riskieren, denn mit den Handschuhen geht es schneller und in drei Tagen können wir fertig sein. Müller, glauben Sie mir, daß die österreichische Kaiserin meine Handschuhe tragen soll, sozusagen weggewaschene Handschuhe — das bricht mir das Herz!“

Solches äußerte er auch in seiner Werkstatt und beim Frühstück; ehe die Arbeit losgehen sollte, fügte er hinzu: „Wer mir dies Stück ersparte, dem wolt' ich mein Lebtag dankbar sein.“

Fritze Hegeberg horchte auf. „Ihr Ehrenwort, Meister!“

„Mein Ehrenwort, Fritze! Ein heller Kopf bist Du ja — weißt Du Rat?“

Über das hübsche männliche Gesicht des unglücklichen Freiers zuckte ein Blick, und mit vergnügtem Lachen flüsterete er seinem Meister etwas ins Ohr. Auch dessen Miene wurde hell. Er begann zu schmunzeln, lachte schließlich mit heller Stimme und sagte:

„Du Teufelsjunge — wird gemacht! — Und nun ran, Jungens, an die Arbeit. Sechs Paar gelbe, ebensoviel braune, graue, weiße, schwarze — macht dreißig Paar! Nummer 6^{1/2}. — denn größere Hände wird die Majestät in Wien ja wohl nicht haben.“

Am Morgen des übernächsten Tages war die Arbeit fertig und wurde, ziellich verpackt in einem polierten Kasten von Mahagoniholz mit dem eingelegten Berliner Stadtwappen, dem Rittmeister v. Walterstücken, als Adjutanten des Generals Hadik, übergeben. Der äußerte sich über die gediegene und elegante Ausfertigung sehr befriedigt, zählte auch als vornehmer Mann nach, ob es

dreißig Paare waren, und ließ seine Beute auf einen Gepädwagen sicher verladen. Noch am Abend desselben Tages wurde das Gerücht verlautbar, General v. Sedlitz sei im Anmarsch, um die Hauptstadt zu befreien. Hadik und seine Husaren warteten das Erscheinen der Preußen jedoch nicht ab, sondern zogen schleunigt von dannen — ohne die gelbe Karosse, die bis auf einen, aber sehr wichtigen Teil fertiggestellt war: sie hatte noch seine Räder. —

Und nun hallten wieder die preussischen Trompeten in der Hauptstadt — es war der 17. Oktober 1757 — und die Berliner jauchzten ihren Befreier zu: Zuerst erschien Sedlitz mit der Kavallerie. Der Magistrat gab ein großes Freibier, in allen Gasthöfen und Herbergen wurde gesungen und getanzt.

Im Hause des Obermeisters Fackfessel aber hatten sich die ehrenwerten Meister der Zunft mit ihren Frauen und Töchtern versammelt, denn dort feierte man Verlobung. Der alte Grimm-



... Denn dort feierte man Verlobung.

bart selbst, der Obermeister, legte Christinens Hand in die seines Gejellen Friße Hegeberg.

„Dir wird es nie fehlen, mein Sohn!“ sagte er. „Du weißt Dich aus jeder Situation zu ziehen! Da haßt Du das Mädchen, sei fromm, gut und glücklich mit ihr! — Und wenn ich in dieser Minute überhaupt noch einen Wunsch hätte, dann wäre es, der liebe Gott ließe mich in die Wiener Burg hineinsehen, wenn die Kaiserin den Kasten mit unseren Handschuhen öffnet; das Gesicht möchte ich abgemalt haben! Denn, Meisters, wißt Ihr was? Die Handschuhe hat sie ja weg, aber es sind — lauter linke!“



„Wir haben seinen Stern gesehen . . .“

Weihnachtserzählung aus Südwestafrika von
Thea von Harbou.

Wir waren seit zwanzig Tagen unterwegs, und wußten nun, daß wir uns verirrt hatten. Keiner sprach das Wort aus, am letzten unser Leutnant, mit dem wir zur Verfolgung des geschlagenen Feindes losgeritten — aber an dem Blick, mit dem er die abgetriebenen Pferde und unsere eigenen Räubergestalten musterte, sahen wir nur zu gut, daß auch er es wußte — wir hatten uns in der Wüste verirrt.

Wir waren den schwarzen Flüchtlingen auf den Fersen geblieben, ohne ihrer habhaft zu werden, bis wir die Ueberzeugung gewonnen, daß sie in die Omahele und damit dem sicheren Hungertode in die Arme geflüchtet seien. Dann erst waren wir umgekehrt und, dem Befehl gemäß, südwestlich zurückgeritten, wo wir am dritten Tage auf unsere Hauptabteilung stoßen mußten. Heut war der zehnte Tag seit der Umkehr — und wir hatten sie nicht gefunden.

Die Sonne stand fast in der Scheitelhöhe, die Luft stimmerte vor Glut und Licht. Wir waren abgejessen, um während der Mittagszeit zu raiten — acht Mann: drei davon erfahrene alte Afrikaner, die gegen die Strapazen nicht mehr empfindlich waren; dann ein Kobold vom Rhein, dem auch jetzt noch der Schalk am Nacken saß — zwei Brüder von der schleswig-holsteinischen Küste mit rillen Bauerngesichtern, ein Jäger aus dem bayerischen Hochland mit Falkenaugen und ich. Mit uns zog ein Junge aus dem Thüringer Wald, den wir alle bemutterten, und der schließlich mehr aushielt, als wir alle zusammen.

Die Wasserlöcher, auf die wir stießen, waren vom Feinde verdorben worden. Kaum daß wir die Pferde daran tränken konnten. Endlich fanden wir auch das nicht mehr. Wir nahmen es gleich-

gültig hin. Nur daß wir umkommen sollten, ohne mit den guten Patronen, die wir noch besaßen, den Feind vertilgen zu können. Das verursachte dumpfen Grimm in uns.

Wir hatten fast alle das Fieber. Ein Pferd nach dem andern stürzte und blieb liegen. Wir nahmen ihnen die Sättel ab und zogen zu Fuß weiter, unser Leutnant immer voraus, wenn er auch kaum mehr gehen konnte und vielleicht am meisten von uns allen litt; denn er war von uns Männern der jüngste und erst vor zwei Monaten aus der Heimat gekommen.

Bei dem einen Holsteiner brach der Typhus aus; wir trugen den Kameraden zwischen uns. Dann ward auch der andere krank. Der Kobold vom Rhein lief während einer Nachtstraß vom Lager fort und kam nicht wieder. Er war nicht mehr bei Sinnen. Wir fanden ihn dann zwischen dem Geröll, aber er erkannte keinen von uns. So blieben wir bei ihm.

In dem braunen, schmalen Gesicht unseres Leutnants stand ein harter Entschluß; ich ahnte, daß er nur die Nacht abwarten wollte, um allein auf Kundschaft auszugehen und ich war fest entschlossen, ihn zu begleiten. — Langsam sank der Tag, dem die kurze Dämmerung folgte. Wir waren stumm und rings um uns her waltete eine feierliche Stille.

Da sagte plötzlich die helle Stimme des jungen Thüringers: „Heute ist Weihnachten!“

Wir starrten ihn an. Einer nach dem andern begann zu rechnen, wann wir abgeritten, wieviel



Dort oben flamme Lichtlein um Lichtlein auf . . .

Tage seitdem vergangen. Unser Leutnant blättert mit unsicheren Fingern in seinem Taschenkalender. Der Junge hatte recht, heute war Weihnachten! —

Nach einer Weile stand der Bayer auf und tappte in der klaren Nacht davon. Mit einem Bäumchen in der Hand kam er nach einer Weile zurück — und nun fuhr uns allen eine heiße Geschäftigkeit in die müden, halberstorbene Glieder. Ein Tannenbaum war's nicht, nur ein wider-spensstiges, afrikanisches Gewächs mit budligen Zweigen, aber es duftete herb und war von dunklem Grün — und heute war Weihnachten!

Zwischen zwei Felsblöcken ward unser Weihnachtsbaum eingeklemmt, so daß er feste und aufrecht stand. Nun kramte jeder in seinen Taschen nach Lichtzünpfchen, Wachs und anderem, was brennen konnte. Unser Baum wurde ganz reich besetzt und ich glaube, nie ist ein Weihnachtsbaum sorglicher geschmückt worden, als von uns rauhen, fieberkranken Gefellen am Rande der Omahete, im Feindesland.

Unser Leutnant zündete die Lichter an. Wir hielten die Hüte in den gefalteten Händen und es war keiner unter uns, der trockenen Auges in das bescheidene und doch, ach, so trauliche Lichterbäumchen geblickt hätte! Der Leutnant wollte reden, aber seine Lippen bewegten sich nur stumm; auf seinem jungen, schmalen Gesicht glitzerten die Tränen und er wehrte ihnen nicht.

Pfötzlich nahm er mit einem Ruck das Lichterbäumchen aus seinem Steinfuß, sah juchend rundumher und begann in fiebernder Hast die Klippen zu überklettern. Wir lagerten an einer ziemlichen Anhöhe, die ihre Ausläufer weit ins Tal schickte. Der Gipfel war schroff und fahl und für unsere Augen führte kein Weg hinauf. Auf einmal erloschen die Lichter des Bäumchens, es war tiefdunkel um uns.

Anwillkürlich rückten wir eng aneinander, doch keiner sprach ein Wort. Wie lange wir dagehessen — ich weiß es nicht! Es mochten Stunden sein. Der Kobold vom Rhein begann plötzlich zu sprechen, leise, abgerissene Sätze, wir hörten mit angehaltenem Atem. Er sprach die Weihnachtsgeschichte vor sich hin . . . „Und es waren Hirten in selbiger Nacht auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde . . .“

Wie ist uns eine Predigt so tief ins Herz gedrungen, als die schlichte, kaum hörbare Erzählung des Kranken. Dann begann er die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande, wie sie nach Jerusalem zogen in des Herodes Haus und fragten: „Wo ist der neugeborne König?“

Da hob der Bayer den Arm und wies nach dem Gipfel. Dort oben flammte Lichtlein um Lichtlein auf und sie vereinigten sich zu einem schimmernden Weihnachtsbaum, den eine starke Hand hinaushielt in die klare, afrikanische Nacht, winkend, rufend, juchend nach deutschen Herzen und Augen, die das Lichtzeichen der verirrtten Kameraden entdecken sollten.

Mit krampfhaft verschlungenen Händen standen wir, unbeweglich. Der vom Rhein hatte sich aufgerichtet, er starrte nach der Höhe, und seine fieberhaftzitternden Lippen flüsterten: „Wir haben seinen Stern gesehen.“

Der schimmernde Baum auf dem Gipfel strahlte fort, wir blickten zu ihm auf und spähten in die Runde. Da . . . ein Schrei brach von unser aller Lippen . . . da drüben, südöstlich von uns, fern und für unsere verzweifelten Herzen doch wunderbar nahe, stieg eine weiße, leuchtende Kugel in das dunkle Blau des Himmels, schwebte sekundenlang im All und erlosch. Doch in steter, ruhiger Folge stieg Lichtgruß um Lichtgruß empor und sie schrieben in das sanfte Dunkel ihre tröstlichen Zeichen: „Hier sind Deutsche, hier sind Kameraden, Hilfe soll euch werden!“

Unser Weihnachtsbaum brannte noch immer und jedesmal, wenn die treue Hand unseres Leutnants ihn rufend hob, stieg drüben eine weiße, strahlende Antwort empor . . .

Wir hielten uns umklammert — der Thüringer Knabe, dessen junges Herz das treueste Gedächtnis für die Weihnacht gehabt und dadurch unser aller Retter geworden, er wurde fast erdrückt von allen lieblosenden Armen und in unser wortloses Glück klangen die flüsternden, fortwährend wiederholten Worte des Kranken: „Wir haben seinen Stern gesehen . . .“

Endlich erlosch unser Weihnachtsbaum, aber die leuchtenden Signale dauerten fort. Unser Leutnant kam zurück, zu Tode erschöpft, aber mit lachenden Augen. Der Thüringer warf sich ihm an die Brust und er küßte ihn fröhlich auf beide Wangen. Dann hielt er uns allen die Hände hin.

„Kinder“ — seine junge Kommandostimme schwannte vor Bewegung — „jetzt wissen wir, was beten heißt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . .“

„Ja, Friede auf Erden!“
Zwei Stunden später kam eiliger Hufschlag näher und näher, ein Zuruf erscholl herüber und hinüber: deutsche Laute, deutscher Gruß . . .

O du stille, du heilige Nacht in der Wüste, da über uns der afrikanische Weihnachtsbaum schimmernd aufging und die rettende Antwort kam! Da war in uns die gleiche, heilige Freude, wie wohl in jenen morgenländischen Königen, die bezeugten: „Wir haben seinen Stern gesehen . . .“

Einquartierung.

Obwohl Einquartierung mancherlei Unannehmlichkeiten im Gefolge hat, dürften doch wenig Soldaten Anlaß zur Klage haben, wie sie ein nicht zu friedengefester in folgendem Gedicht zum Ausdruck brachte:

Liebe Wirtin, schilt doch nicht,
Ist mir kein Vergnügen,
Du nichts weiter als die Pflicht,
Wenn ich hier muß liegen.

Habe auch ein Vaterhaus
So wie deine Kleinen,
Ging' dort lieber ein und aus
Bei den lieben Meinen.

Wenig noch der Jahre sind,
Schnell die Zeiten gehen,
Dann vielleicht von dir ein Kind
Ruß zur Fahne stehen.

Drum bedenk' dich in der Zeit
Und sei nicht so bitter,
Auch wir deutschen Kriegerknecht
Haben unsre Mütter.

Unsre Lieben sind zu Haus,
Die dich gerne segnen,
Wenn du ihren Söhnen drauß,
Freundlich wirst begegnen.

Der poetische Soldat ließ den Zettel irgendwo finden und hatte sich dann nicht mehr zu beklagen.



„E Heubrill for Ziege.“

Von Kamerad Dr. med. Franz Michel F., Stabsarzt d. L.



En Mordskerl wohnt in unserm Nescht,
mit wizige Gedanke;
Balwierer is er un heescht Wescht,
zieht Zähne un heilt aach Kranke.

Er hält sich Haase, Hühner, Säu,
zum Fraß — teils zum Vergnieche,
un is bekannt im ganze Säu
mit seine Schweizer Ziege.

Bezirksrat wär er fahcht noch worre,
doch er hot zubiel ressoniert;
bei Wähle hot er nie, der Anorre,
des Amtmanns Vorschläg reschbektiert.

Doch abrobo, ich wollt was sage;
ja so, jekt fällt mer's widder ein.
's is ebbes, meiner sechs, zum Lache.
Wescht! Wescht! 's trägt dir en Orde ein.

„E Dunderwetter soll, e heilig,
mei Ziege schlage forz un klan!“
so tobt er, außerm Häusel neilich,
der Wescht, beim Jesus newedran.

„Nest haw' ich doch des beschte Futter
tagtäglich 'nein in d' Naase g'schmisse,
fein im Geruch un weech wie Butter,
sie haw'es doch nit angebisse.“

Zuerscht geguckt und dann geblose,
un dann getrippelt druff herum,
grad wie beim Vock, so sieht m'r Bosse,
ihr wißt jo, an Micheli 'rum.“

„Dein Heu, des hätt' ich aach nit g'fresse!“
secht do der Jesus un mecht Sprüch
vun Heuwerstand und Zucht der Geese,
vum Farwesinn der Schweizerzieg.

„Uf meine viele weite Neese,
mei lieber Nachber, haw' ich g'heert,
däß meirschdendecks die Schweizer Geese
nor fresse, was m'r grün bescheert.“

Fein im Geruch un weech wie Butter,
doch grau vum Neege war dein Heu,
un was nit grün, aach 's beschte Futter,
sie fresse's nit, bei meiner Treu!“

„Necht hot'r,“ freischt do fahcht meischugge,
der Wescht, un secht: „des werd browiert,
wann grün mei Ziege 's Heu angude,
Dann sin se vun dem Schluß furiert.“

Ich loß mer, Jesus, im Vertraue,
däß 'd nig verrottscht, die Hand geb druff,
in Sinse grüne Brille baue,
die sech' ich meine Ziege uff.“

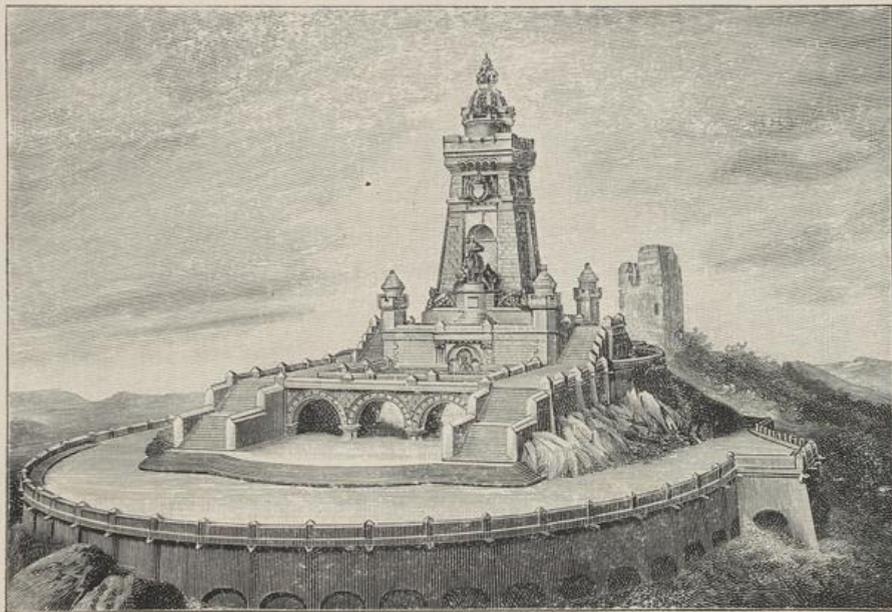
F. M. F.



Der Kyffhäuserberg mit Denkmal.

In der Nachbarschaft der goldenen Aue an der Helme, welche von Nordhausen aus an der Grenze zwischen Thüringen und dem Harze ihre gesegneten Fluren erstreckt, erhebt sich ziemlich steil ansteigend in abgezonderter Lage die noch dichtbewaldete, weithin sichtbare, aber nicht sehr ausgedehnte Bergkuppe, welche nach ihrem höchsten, bis zu 463 Meter über der Meeresfläche erhabenen Bergfegeln das Kyffhäusergebirge heißt. Die gleichnamige Burg auf dem Kyffhäuser (sie wurde zuerst in der Zeit Heinrichs IV. [1036—1106] genannt) hatte in der zweiten Hälfte des Mittelalters Bedeutung als starke Bergfestung, als Schutz

häuserberg. Die Gesamtkosten des Denkmals beliefen sich auf 1300 000 Mark. Die Ausführung wurde den Künstlern Schmitz, Hundriejer und Geiger übertragen und der Grundstein am 10. Mai 1892 gelegt. Das Denkmal ist ungemein großartig und wirkt sowohl durch seine riesenhafte Wucht, wie durch seine harmonische Einfachheit. Aus dem Felsgrund des Berges steigt als eigentlicher Kern des Denkmals ein mächtiger Turm von über 70 Meter in die Höhe. Nach oben sich verjüngend, trägt er in der Vorderfläche das Reichswappen und wird hoch oben von der Kaiserkrone überragt. Den Mittelpunkt aber bildet die



Das Kyffhäuserdenkmal.

und Schirm in jenen unsicheren Zeiten, in welchen sie die von der Leipziger Messe zurückkehrenden Nordhäuser Kaufleute als „Vorgebirge der guten Hoffnung“ begrüßten.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verlassen, verfiel sie, und wo einst die deutschen Kaiser gehaust, wuchs dichtes Gestrüpp; aber Sage und Dichtung zogen Berg und Burg in ihren geheimnisvollen Kreis. Die Sage von dem im Verginieren der Wiedergeburt des deutschen Reiches entgegenstehenden Kaiser Barbarossa ist durch das Rückert'sche Gedicht „Tief im Schoße des Kyffhäusers“ so mit dem deutschen Volk verwachsen, daß es keiner ausführlichen Wiedergabe bedarf. Nach dem Heimzuge Wilhelms I. faßten die Kriegervereine den Gedanken, dem großen Kaiser aus den Mitteln und Beiträgen der Vereinsmitglieder ein Denkmal zu setzen. Als Standort wählte man den Kyff-

tiefe Rundnische in der Mitte des Turmes; dort steht auf einem Sodel frei heraustretend das 8 Meter hohe Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. Mit gesenktem Schwerte, als Sieger heimkehrend, sitzt er auf dem Pferde, sieghaft hinausblickend in die „goldene Aue“ des geeigneten Thüringerlandes. Den gewaltigen Unterbau des Reichsturmes bildet eine Terrassenanlage, deren vertiefter Bogen der ehrwürdigen in Stein gemeißelten Gestalt des alten Barbarossa als Umrahmung dient. Wie das Lied ihn feiert, so sitzt er da, mit weitherabwallendem Barte, vom Zauberschlaf umfangen, die Kaiserkrone auf dem Haupte, in den Händen Szepter und Reichskrone haltend.

Das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms besteht aus 3 Millimeter starken, getriebenen Kupferplatten, deren Gewicht 6000 Kilogramm beträgt;

ebensoviel wiegt das außerordentlich feste und kunstvolle Eisengerüst, auf welches die vortrefflich geformten Platten aufgenietet sind. Die Höhe des Reiters von der Grundfläche bis zur Helmspitze mißt 8,75 Meter, der Kopf 1,3 Meter, die Arme 2,5 Meter, die Länge des Pferdes vom Kopf bis zum Schweif 8,5 Meter. Die Mauermaße des Turmes beträgt 6650 Kubikmeter mit einem Gewicht von 14 Millionen Kilogramm. Auf 232 Stufen steigt man zu feiner aus einem

Steinblock gemeißelten Krone empor. Die Gesamtmaßen des Denkmals betragen 25 000 Kubikmeter, mit einem Gewicht von 62,5 Millionen Kilogramm. Am 18. Juni 1896 wurde das Denkmal in Anwesenheit eines großen Fürstentums, voran Kaiser Wilhelm II. und der Vertreter der deutschen Kriegervereine, in einer Anzahl von etwa 16 000, feierlich enthüllt.

Kamerad Otto Reichmann, Emmendingen.



Der Abtsbühlberg.

Ein kleiner Irrtum.

Zwei junge, noch wenig mit der deutschen Sprache vertraute Engländerinnen waren mit der Eisenbahn in Karlsruhe eingetroffen. Mit Befriedigung sahen sie einen sehr eleganten Wagen vor dem Bahnhofe halten, den sie zur Fahrt zur Pension zu engagieren beschloßen. Nach längerem Ueberlegen konstruierten sich die beiden Fräuleins die Frage zurecht: „Kutscher, sind Sie schon engagiert?“ Nun hat aber das englische Wort „engaged“ zweierlei Bedeutung. Es heißt sowohl „engagiert“, als auch „verlobt“. Unser hübsches Fräulein vom Themsestrand tritt also an den Kutscher heran und fragt diesen: „Sind Sie verlobt?“ Der vornehme Koffelkater sieht darob von seinem hohen Sitze aus die niedliche Fragestellerin erstaunt und sprachlos an. Als bald mißt sich die zweite Miß in die Unterhaltung ein, sie belehrt die Freundin, daß man auf deutsch nicht „Sie“, sondern

„Du“ sage und ruft dem rotberockten Kutscher zu: „Kutscher, bist Du verlobt?“ Nun wird es diesem unheimlich, ein leichter Zorn setzt die Pferde in Bewegung und läßt die beiden ob solcher Behandlung sehr erstaunten jungen Damen allein zurück. Gerettet wurde übrigens alsbald die deutsche Höflichkeit durch das Einmischen des zum Wagen gehörenden Koflakaten, welcher den Vorgang lächelnd beobachtet hatte und eine in der Nähe haltende Droßke herbeirief, mit welcher die Ladys frohgemut davon fuhren, um dem sicheren Hafen der geliebten Pension in der Stefanienstraße entgegenzutreiben.

„Ach habe gehört, Frau Ernst, Ihr Fräulein Tochter hat sich während meiner Abwesenheit verheiratet?“ — „Ja, und geschieden ist sie auch schon wieder!“ — „Ach, was Sie sagen! Wer ist den der Glückliche?“

Theodor Körner, der deutsche Sänger und Held.

Im deutschen Befreiungskriege sang, kämpfte und fiel Theodor Körner, geb. 1791, der „zugleich ein Dichter und Held“ war. Als Dichter hatte er sich bereits einen Namen mit seinen Tragödien „Brinny“, „Toni“ u. a. gemacht, erreichte aber die Höhe seiner Kunst in seinen von glühender Begeisterung durchlochten, herrlichen Kriegs- und Schlachtenliedern, die zu den schönsten Vaterlandsgedichten der deutschen Literatur gehören. Eines seiner feurigsten, das todesfrohe „Du Schwert an meiner Linken“, war



das letzte Lied, das er kurz vor seinem Tode dichtete. Bei der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon trat er als Adjutant Lugows in dessen Freikorps und begleitete ihn auf allen seinen Streifzügen. Er fiel bei einem Gefecht auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin am 26. August 1813 und liegt unter einem mächtigen Eichenbaum in Wobbelin begraben. In seinen Liedern, durch die es wie Schwerterklingen und Eichenrauschen ohnt, lebt er „als Dichter und Held“ fort.

Kaiser und Reich.

Ein Haupt hast Du dem Volk gesandt
Und trotz der Feinde Toben
In Gnaden unser Vaterland
Geeint und hoch erhoben.
Mit Frieden hast Du uns bedacht,
Den Kaiser uns bestellt zur Wacht
Zu Deines Namens Ehre!

Wir danken Dir mit Herz und Mund,
Du Ketter aus Gefahren;
Und fleh'n aus tiefster Seele Grund,
Du wollest uns bewahren.
Herr aller Herrn, dem keiner gleich,
Den Kaiser und das Deutsche Reich
Zu Deines Namens Ehre!

Verwirf, Gott, unser Flehen nicht!
La auf des Kaisers Wegen
Dein huldvoll heilig Angesicht
Ihm leuchten uns zum Segen.
Und salbe Ihn mit deinem Geist,
Daß Er sich kraftiglich erweist
Zu Deines Namens Ehre!

Julius Sturm.

Schwertlied.

Gedicht von Theodor Körner.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schau' mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran!
Hurra! hurra! hurra!

„Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr:
Das freut dem Schwerte sehr.“
Hurra! hurra! hurra!

Was klirrt du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild und schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra! hurra! hurra!

„Wohl klir' ich in der Scheide;
Ich sehne mich zum Streite,
Necht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, klir' ich so.“
Hurra! hurra! hurra!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide!
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus!
Hurra! hurra! hurra!

Meine so kurze Militärpflicht 1869—1874.

Erzählung von Veteran Karl Sauerland, Mitglied der Krieger- u. Militärvereine Kappel u. Sittenweiler b. Freiburg i. B.

Daß meine militärpflichtige Zeit von so kurzer Dauer war, das ist sehr traurig für mich gewesen!

Dennoch nenne ich meine aktive Dienstzeit die schönste Zeit meines ganzen Lebens. Ich glaube, es gibt wenig junge Leute, die so lebensfroh und erwartungsvoll auf die Zeit hofften, um des Königs Noth tragen zu dürfen.

Endlich war das ersehnte Jahr 1869 nun da und so gingen ein Duzend Unserer an Zahl zur Musterung. Ich glaubte mich der Sache so sicher, denn ich hielt mich für den Tauglichsten auf dem Erdenrund. Aber fürs erste mal war nun schon die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nur zwei Mann zog man von dieser jungen Schar und alle übrigen mußten sich auf später trösten.

Für mich hieß es: Ein Jahr zurück! Krampfadern links, und ich glaubte, eine Bombe sei über mir geplocht. Aber alles fluchen, schimpfen, es konnte nichts nützen, und es hieß ja auch nicht „zehn Jahre zurück“, sondern nur eins.

Das Jahr war schnell vorübergegangen und nun konnte noch alles gut werden. Wir gingen jetzt zu zehn Mann zur Musterung, davon zwei als Einjährig- Freiwillige. Von diesen acht war ich der einzige Taugliche und wurde zum Infanterie-Regiment Nr. 87 bestimmt.

Dieses Regiment war schon nach Frankreich ausgerückt und ich glaubte auch schon, mit einem Bein vor Paris zu stehen und freute mich sehr darauf. Dabei wurde ich schwer mit Sträußen geschmückt von meinen Kameraden, die wieder zurückgestellt waren oder ganz frei kamen, denn so ist es bei mir zu Hause üblich.

Sehr bald dampfte ich stromabwärts nach Mainz und hier konnte ich nun meine bisherige schwere Arbeit mit einer leichten vertauschen, denn das neue Handwerk, Griffe machen, marschieren, Wendungen und Schießübungen fiel mir nicht schwer. Dabei die gute, ja doppelte Kost und abends mehr Fleisch im Napf, wie im späteren Leben mittags, was wollte man mehr und Schöneres verlangen. Aber viel Leidmut trug ich für einen armen Kameraden vom Westerwald, denn so oft mußte er noch ein Extratourchen auf dem Kasernenhofe mitmachen, während ich nach meinem Zimmer ging. Sein junger Körper war ja ganz nach seiner immer gleichen Arbeit verzogen, darum wurde ihm Alles schwer.

Jetzt kam die Zeit, wo wir uns zum Ausrücken rüsten konnten. Welch große Freude! Aber Welch ein Leid für mich, als der ersehnte Tag kam und mein armer, steifer Kamerad mir kriegsmarschmäßig ausgerüht die Hand auf dem Kranke n l a g e r reichte und mir gute Besserung und baldiges Nachkommen wünschte. Ade!

Alle Räume waren voller Kranken und mußte ich vorerst in der Kaserne bleiben. Ach! ich war so krank, daß mir Hören und Sehen schwer fiel. Aber Gott war mir gnädig und da eines schönen Tages

meine Frau durch Anderer Nachricht aus weiter Ferne herbeieilte und glaubte mich nicht mehr lebend zu treffen, da konnte ich ihr schon am Stad entgegen gehen und melden, daß das Sterben für mich auf später verschoben sei. Ich war gut besorgt, wie Ihr nun Alle seht. Nicht nur ein Weib, sondern auch ein kleiner lieber Strampelmann gehörte mir und es war nun wieder große Freude bei allem Leid, konnte sie doch wieder beruhigt zurück reisen und war nun auch einmal in dieser großen Festung gewesen, hatte sich das bunte Leben ansehen können und mit mir diese gute Kost verzehret.

Ihr kennt doch wohl Alle den schönen Wahrspruch, der da heißt: „Jung gefreit hat niemals gereut, denn man bringt ja weit.“

Ich erholte mich nun schnell und gut, denn der Küchenmeister befahl mir, jeden Tag zur gewissen Stunde mit einem Topf zu ihm zu kommen, um eine extra gute Suppe zu holen, damit ich bald zu Kräften gelange, „da es schade sei um mich.“

Da ich von einem zweiten und baldigen Nachschub zum Regiment nach Frankreich gehört hatte, so gab ich die Hoffnung immer noch nicht auf. Ich

war gesund und der Tag zum Abmarsch war da. Aber leider mußte ich zurückbleiben, weil man meiner Kraft noch nicht traute, oder es war Gutheit, denn ich war beliebt allerwegen.

Ich bekam Wehmut, Herzleid und schon damals beschlich mich im Stillen ein beschämendes Gefühl für die Zukunft. Ich zog das eine Bein in Gedanken von Paris zurück, gab nun diese Hoffnung auf und sügte mich in Alles, wie's kam. War mir's versagt, vor dem Feinde zu stehen, Alle konnten sie ja nicht in erster Reihe sein, so bekam ich ja noch Franzosen genug zu sehen, denn ich stand



... mir kriegsmarschmäßig ausgerüht die Hand reichte.

drinnen bis über die Ohren bei diesen 40 000 Gefangenen. Und wie waren sie aufgeregert, wie oft wurde gesprochen, ihr Vorhaben sei, auszubrechen. Man konnte da in finsterner Mitternacht, so einsam auf der stillen Nacht mit seinem eigenen Gewehr erschossen werden. Wer das mitgemacht, wird mir Beifall geben und sagen: Eine Nacht im Lager, die zweite im Bett, die dritte im Lager usw. und bei 20 bis 24 Grad Kälte, es war hart und schwer. Ich sah nun ein, daß auch in der Heimat Leute nötig seien und viel zu wenig vorhanden waren, aber es geht, und wenn's auch ein bißchen schiecht geht, es dauert nicht immer und ewig. Späterhin wurden die Gefangenen abgeschoben, ein Trupp nach dem anderen, und es wurde besser, denn der schwere Wachtendienst ließ damit nach.

So vergingen die Wochen und Monate rasch. Als nach dem Friedensschlusse das Regiment aus Feindesland heimkehrte und auch für uns in Mainz die Stunde zur Rückkehr in die Heimat schlug, konnten auch wir mit erhobenem Kopfe auf eine Zeit treuer Pflichterfüllung zurückblicken, die uns stets eine schöne Erinnerung bleiben wird. Und nun für heute Gott befohlen! Ueber meine fernere Dienstzeit kann ich vielleicht später noch einmal erzählen.



Humoristische Skizze von Alwin Römer.

Jose Mäuler hatten es dem ehrenfesten, braven und nur etwas eiteln Besitzer und Herbergsvater der „Goldenen Krone“ in Fichtenborn mit einer behaglichen Schadenfreude brühhwarm hinterbracht, was die lose Hand jenes jungen Malers, der im „Alten Auerhahn“ logierte, für ein Spottbild über ihn auf die Rückseite einer alten Speisekarte gezeichnet hatte. Er war nämlich als Schützenhauptmann hoch zu Pferde ausgezogen beim letzten Königsschießen und hatte mit seiner Leibesfülle auf dem etwas störrisch gewordenen Pferde nicht lust wie ein Leutnant geessen, der von der Reitschule in Hannover mit der besten Nummer zum Regiment entlassen worden ist. Aber was ging das diesen hereingeschnittenen Farbenklecker an? Und eine maßlose Verachtung gegen des Malers Kunst, gepaart mit einem heiligen Zorn gegen seine teckel Person, wohnten fortan in Papa Vollhabers Seele. So weit sogar ging dieser Zorn, daß er eines schönen Abends, als der Jünger Raffaels seinen Wirtsgarten betrat, ihm fastlächelnd bedeutete, auf Bier oder Wein hier nicht zu warten, da er für solche Gäste danke.

Das war dem guten Ludwig Winzer, den seine Freunde kurzweg Ludz nannten, denn doch überaus fatal gewesen, nicht, weil er gerade auf die Getränke der „Goldenen Krone“ besonderen Wert gelegt hätte, sondern weil er seit ein paar Tagen einem neuen weiblichen Gast dieses Wirtshauses auf der Spur war, der auf den ersten Blick sein ganzes Interesse in Anspruch genommen hatte. Das schöne Geschöpf mochte wohl auch ihn nicht ungern sehen, da es seine immer freundlicher werdenden Grüsse ohne Verlegenheit fröhlich erwiderte. Zu einer Ansprache hatte sie es jedoch bisher nie kommen lassen, und er hatte nun gehofft, diese Station auf dem Wege des gegenseitigen Vertrauens beim Kronenwirt zu ermöglichen...

Bladderatsch! Da stand er draussen und sah verblüfft zu den hölzernen Balkonen hinauf, die vor den Logierzimmern der Sommergäste wie kleine Käfige angebracht waren. Aber das Anglud war nicht gerade groß. Ging's nicht so, so würde es anders gehen. Womöglich gelang es ihm, die schöne Fremde zum Verlassen dieses ungemächlichen Hauses zu bewegen, wenn er erst ein bißchen besser mit ihr bekannt war. Dann dürfte sich der brüste Hansnarr, der nicht einmal eine harmlose Karikatur vertragen konnte, bei ihm bedanken!

Leider brachte er den schönen Plan nicht zur Ausführung. Denn obwohl er alsbald auf lauschigen Promenaden am Waldrand mit der Goldseligen mancherlei Zwiesprache hielt, die sich in der Folge sogar zu jenen Lippenkontakten steigerten, über die sich Meister Scheffels Hiddigegei einst vergeblich den Kopf zerbrochen, aus der „Krone“ wegzuziehen, erschien ihr ganz unmöglich. Heinrich Vollhaber war nämlich ihr leiblicher Herr Vater. Ludz Winzer bekam keinen kleinen Schreck, als er das erfuhr; und Käthe Vollhaber, die während des Königsschießens noch in ihrer Lausanner Pension gewohnt hatte, brach in Tränen aus, als sie hörte, daß er jener Taugenichts sei, der den Vater so mit seinem Zeichenstift zum Gespött gemacht habe. Ihrer Liebe aber tat das keinen Abbruch. Im Gegenteil, sie schlossen sich nur noch trotziger aneinander. Dazu aber schmiedeten sie Pläne, wie der Alte endlich zu verjöhnen sei.

„Ich habe ihn durch meine Kunst getränkt, ich will ihn auch dadurch verjöhnen!“ sagte Ludz eines Tages stolz. „Als Schützenkönig werde ich ihn malen, und zwar in dem Augenblick, wo ihm die Ehrenjungfrauen die Königskette umhängen! Das war wirklich ein prachtvolles Bild, und er sah dabei famos aus, bieder und stolz zugleich, ohne jede Spur von Lächerlichkeit! Paß auf, das wird ihm gefallen!“

Käthe seufzte ein wenig ungläubig. Sie kannte den Dickkopf ihres Alten zu gut. Aber sie mochte dem Geliebten seine Zuversicht nicht rauben. Vielleicht war es wirklich ein Weg, ihn anderen Sinnes zu machen; denn auf die neuerrungene Königskette würde tat er sich schon etwas zugute. Ludwig Winzer spannte sich also eine Leinwand und fing an. Es ging auch alles prächtig vorwärts, wie er der Geliebten berichtete; nur die Königskette machte ihm Schwierigkeiten und sah nach dem Urteil des Auerhahnwirts der Wirklichkeit durchaus nicht ähnlich. Diese Königskette war nämlich eine Fichtenborner Kostbarkeit. Jeder neue König hatte von altersher, je nach Vermögen und Opferfreude, der Kette ein neues Schild mit seinem Namen angliedern lassen. Diese Schilder wichen nun in Größe und Form höchst mannigfach voneinander ab. Me aber waren gute Goldschmiedearbeit und fügten sich zu einem Ganzen, das die Bewunderung manches Fremden erregt und im letzten Sommer sogar die Kauflust eines Amerikaners gereizt hatte.

Nach dieser Kette verlangte der Maler. Natürlich hatte sie der König in Verwahrung, solange seine Würde dauerte. Und Heinrich Vollhaber war in solchen Dingen höchst gewissenhaft. Sie lag in seinem Sekretär bei den Wertpapieren und Silbersachen von Bedeutung. Den Schlüssel zu diesem Geheimfach aber ließ er nicht aus den Händen.

Käthe, die sonst über ein scharfes Mittun des Vaters am Zechentisch ängstlich und verärrmt wurde, freute sich ordentlich, als der Alte eines Abends nach etwas zu fleißigem Umtrunk nicht mehr ganz taktfest auf den Füßen war und schon vor der Zeit in sein Schlafzimmer ging. Diesen Abend benutzte sie herzklöpfend zu der Untat. Zitternd lauschte sie auf die lauter werdenden Schnarchtöne; wie ein Dieb taptete sie in seiner Westentasche nach dem Schlüssel. Endlich hatte sie das Fach geöffnet und die Kette gefunden. Geheimnisvoll flirrten die silbernen Schilde all der vielen Fichtenborner Schützenkönige, ehe sie in der Tiefe der Ledertasche verschwanden, die Käthe sorgfältig mitgebracht hatte. Aber der Schläfer hörte nichts. Sein Akmannshäuser war zu schwer gewesen, selbst für einen so widerstandsfähigen Zecher, wie er einer war! Und ganz sicher wäre die alte Kette auf ähnliche Weise wieder an den Platz zurückgelangt, wenn nicht am anderen Vormittag das heimtückische Schicksal einen Liebhaber von dergleichen Altertümmern nach Fichtenborn geführt hätte. Er quälte den Kronenwirt solange, bis dieser ging, das Kleinod zu holen. Aber vergeblich griff er in sein Geheimfach. Die Kette war verschwunden. Trotz seiner Bestürzung war er klug genug, den Verlust vorerst zu verheimlichen.

„Sie müssen schon ein andermal wiederkommen,“ erklärte er dem Gaste gleichmütig, „ich habe den Schlüsselbart im Schloße abgebrochen! Als der Gast jedoch fort war, durchsuchte er jeden Winkel, die Dienstubenöffner, die Bödenverschlüsse, alles mit demselben negativen Resultat. Endlich kam er auch in das Zimmer seines Tochterleins. Dabei erfuhr er, daß sie den ganzen Morgen schon nicht daheim sei, trotzdem er Ordre gegeben hatte, sich in der Küche nützlich zu machen, wie's einer Wirtstochter zukam, und wenn sie neu zehnmal besser französisch und englisch parlieren konnte. Erst kurz vor Tisch kam sie herein, hinten herum durch die Gartenpforte. Natürlich machte er seinem Groll gehörig Luft.

„Was hat Dir denn die Laune verdorben, Väterchen?“ fragte sie schmeichelnd. Er wehrte ihren Zärtlichkeiten jedoch und stieß halblaut hervor:

„Sie haben mir die Königskette gestohlen, weil Du auf nichts Obacht gibst, leichtfertige Dorn!“

Sie tat einen leisen Schrei und wurde rot wie ein Puterlamm. „Du irrst Dich, Vater!“ flüsterte sie dann, tapfer ihre Angst niederkämpfend. „Die Kette habe ich!“

„Du?“ rief er erstaunt. „Ja bist Du denn des Teufels, Mädel? Was willst Du denn damit? Und wie hast Du sie bekommen?“ ...

„Es ist eine Ueberraschung für Dich, Vater!“

„Ich danke für Ueberraschungen, bei denen einen der Schlag treffen kann!“ schrie er. „Sofort gesteh, wo Du sie hingebracht hast! Ich bin nicht eher ruhig, ehe ich sie wieder im Kasien weiß!“

„I will sie Dir holen!“ sagte sie und wollte davon.

„Woher?“ fragte er, sie am Arm packend. Sie versuchte vergeblich, die Antwort zu umgehen. Er bestand darauf, alles zu erfahren. Fünf Minuten später tobte er wie ein Sturmwind durch den Ort und auf den alten Gartenpavillon des „Auerhahn“ zu, den sich der „Farbenflecker“ zur Werkstatt eingerichtet hatte. Wie ein Besessener schnaubte er den armen Maler an:

„Sie elender Verführer! Sie verdammter Halunke! Erst machen Sie mich zum Gespött von ganz Fichtenborn und dann verdröhen Sie meinem Mädel noch den Kopf und leiten sie an, den Vater zu bestehlen? Meine Kette will ich haben! Auf der Stelle! Und wenn Sie mir noch ein einzigesmal in die Quere kommen, geschieht ein Unglück! Das sage ich Ihnen!“

Das Bild würdigte er keines Blickes. Es half auch kein Erklären und Begütigen. Mit der Kette im Ledertaschen Käthes schritt er zornig von dannen.

Von diesem Tage an war's aus mit den Liebenden. Käthe wurde mit Kisten und Koffern zu einem strengen Onkel Pfarrer gebracht, der kein Briefchen hinausflattern ließ, ohne es kontrolliert zu haben, und alles unbarmherzig konfiszierte, was die Adresse Ludwig Wingers trug. Der Malersmann aber zog nach langem, trübseligem Harren wieder in die Hauptstadt, um sich in tröstende Arbeiten zu vergraben. ...

Im Herbst war ein großes Schützenfest in derselben Hauptstadt, zu dem auch die Fichtenborner mit ihrem Könige zogen, der seine grimmige Laune im Trubel des Festes zu verbessern hoffte. Die angesehensten der Schützenbrüder nun wurden erwählt, den Landesvater zu begrüßen. Unter diesen war auch der Kronenwirt.

Sein Herz klopfte ihm vor Stolz, als er im Schmutz seiner Königswürde mit den andern hinausschritt zum Schloß. Im Jagdzimmer mußten sie Aufstellung nehmen, den Fürsten, der ein leutseliger Herr war, zu erwarten.

Mit freundlichem Lächeln trat dieser endlich ein. Der Führer der Gruppe hielt ihm eine kurze, terzige Ansprache und lud ihn ein, zum Haupttag des Festes doch auch zu erscheinen. Der König nickte gütig Gewähre und ließ sich die Schützen seines Ländchens vorstellen, diesen und jenen mit ein paar launigen Worten bedenkend.

„Hollah!“ sagte er, als die Reihe an den Kronenwirt kam, „den Mann hier kenne ich schon!“

Heinrich Vollhaber wurde rot vor Freude, obgleich er nicht wußte, woher diese Bekanntschaft denn kommen konnte. Der König aber fuhr, die Kette auf dem Brustlay des Kronenwirts musternd, schalkhaft fort: „Es ist nur eine Bilderbekannt-



Eine schöne, schlante Festungsfrau legte ihm die prächtige Königskette um den Hals.

schaft. Aber die Ähnlichkeit ist unerkennbar! Die Kette bestätigt es übrigens! Nicht wahr, Sie haben dem Maler Winzer zu seinem prächtigen Bilde Modell gestanden? Ich habe es hier im Schlosse hängen. Gaben Sie es nie gesehen?"

Und ein Diener wurde beauftragt, das Bild „Der neue König“, das auf der letzten Ausstellung so gefallen hatte, herbei zu schaffen. Alles war voll Spannung, und manch einer beneidete den Glücklichen um das Interesse, das der geliebte Fürst ihm zuwendete.

Inzwischen brachte man die Leinwand. Da stand auf dem grünen Festplatz bei der Fächtenborner Schützenlinde der Kronenwirt wie er lebte und lebte, in schlichtem Bürgerstolz, mit lachenden Augen, und vor ihm eine schöne, schlankte Festungsfrau, die ihm just die prächtige Königskette um den Hals gelegt hatte. Diese aber trug, dem historischen Vorgang ein kleines Schnippchen schlagend, die süßen Züge der verbannten armen Käthe.

„Es ist ein Prachtstück, das Sie morgen mit unter Ihre lebenden Bilder aufnehmen sollten! Die Hauptperson haben Sie ja dazu, und Winzer wird Ihnen gern behilflich sein! Denn das Bild hat seinen Ruf begründet. Schlimm genug, daß er so undankbar war, es seinem Modell nicht einmal zu zeigen!“ sagte der König. „Waschen Sie ihm nur tüchtig den Kopf, lieber Kollege, wenn Sie ihn zu sehen kriegen!“ Und lachend schüttelte er dem Kronenwirt die Hand.

Damit war die Audienz beendet. Heinrich Vollhaber machte sich bald frei von dem Schwarm, der eifrig plaudernd zum Festplatz zog, und ging wohl eine Stunde lang grübelnd durch die herblich schimmernden Anlagen der Königstadt. Die leisen Mahnungen aus den Briefen des vetterlichen Pfar-

ters fuhren ihm durch den Kopf; auch die trohigen Zeilen, die Käthe geschrieben. Das lachende Antlitz des jungen Malers tauchte auf, dem er heute so viel Ehre zu verdanken hatte. Immer versöhnlicher wurde seine Stimmung; denn das Bild hatte ihm selbst auch über die Maßen wohlgetan. Nun forschte er in einem Adreßbuch nach der Wohnung des „Farbenkleckers“, und bald darnach klopfte er auch bei ihm an.

Ludz Winzer war nicht wenig erschrocken, als die Günstgestalt plötzlich in seinem Atelier auftauchte.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte der Alte unsicher.

„O ja!“ seufzte der Maler melancholisch.

„Aber ich komme als guter Freund, Herr Winzer!“ fuhr der Kronenwirt fort und bot ihm die Hand. „Ich habe nämlich vorhin ein Bild gesehen, droben beim König! Das . . . das . . . das müssen Sie mir auch malen!“

„Es war ja Ihres!“ entgegnete Ludz. „Aber Sie waren damals . . .“

„Ja, wegen des anderen. Sie wissen doch?“

„O ja!“ seufzte der Maler noch einmal.

„Das soll nun begraben sein, wenn Sie wollen! Aber Sie müssen mir einen Gefallen dafür tun!“

„Was Sie wollen!“ beteuerte Ludz.

„Dann fahren Sie mal sofort nach Wilschhofen hinaus und holen Sie das Mädchen herein, das mir auf Ihrem Bild die Königskette umhängt. Sie muß morgen Abend nämlich mitwirken, wenn der König kommt!“

„Juhu!“ jauchzte der Maler und fiel dem Alten um den Hals. Dem aber tropften ein paar wunderlich befreiende Tränen mitten auf die blinkenden Schilder der Königskette.

Der Vormann des Rettungsbootes.

Von Otto Altman. Aus Nr. 2 der Unterhaltungsbeilage der „Flotte.“

Antje Marholt saß in ihrer dunklen Kammer und wartete. — Ob er wohl kam? — Um neun Uhr, hatte er gesagt. Mit angehaltenem Atem lauschte sie den lauten, bedächtigen Pendelschlägen der alten Steuhuhr im Vorhause. Wie langsam doch die Zeit verging! Schon wollte sie Licht machen, um von ihrer nur angelehnten Tür aus einen Blick auf das Zifferblatt mit den verschönderten Zahlen zu werfen, da begann das Schlagwerk unter heiserem Schnarren mit tiefem, wuchtigem Klange die neunte Stunde zu verkünden.

Ein Schatten huschte am Fenster vorüber. Antje erhob sich und öffnete leise. — „Peter, bist du es?“

Zwei kräftige Arme legten sich um ihren Nacken und statt einer Antwort preßten sich bärtige Lippen auf die ihrigen.

„Nicht hier,“ flüsterte sie endlich, „denk' an den Vater! Dort am Holzstapel sind wir ungehört. Geh — ich komme nach.“

Kaum war die breitschultrige Männergestalt in der Dunkelheit verschwunden, so schwang sie sich leicht über die niedrige Fensterbank und glitt behutjam zur Erde nieder.

„Endlich,“ raunte Peter Tjarks und preßte das stahlliche Friesenmädchen fest an die Brust, „wie lange hast du mich warten lassen!“

„Ist es wahr, daß du fort mußt?“ fragte sie.

Er nickte. „In drei Tagen; Sonntag geht die „Erna“ von Hamburg nach Singapore in See.“ Seufzend schob er die Mütze aus der Stirn. „Es wird eine lange Reise, Antje. Wir segeln von Indien in Ballast nach Kalifornien und kommen mit Weizen zurück. Das dauert seine zwei Jahre. Und immer diese Ungewißheit! Ich hab's mir überlegt; morgen frage ich den Vater. Ich hab' mein Schifferpatent und kann eine Familie ernähren! — Was, zum Teufel, will er noch mehr? Sein Geld kann er behalten; wir brauchen's nicht, Antje! Nur dich will ich — dich!“

Antje barg das rosige Antlitz an seiner Schulter. „Du kennst ihn nicht, Peter,“ sagte sie traurig. „er gibt's nicht zu. Und nun weiß ich auch warum. Ich soll Frex's Popken heiraten, den Witwer mit seinen zwei schmutzigen Gören, denn der ist reich. Und Geld muß zu Geld, sagt Vater.“

„Und du . . .?“ stieß Peter hervor.

„Ich . . .?“ Trohig warf sie den Kopf zurück. — „ich nehme ihn nicht. Eher geht die Welt unter! Ich bin ein Seemannskind — und ein Seemann muß es sein! Hab' mir schon einen ausgesucht!“

„Wie — was — wer ist der verdammte Kerl?!“ knirschte der Eiferjüchtige.

Da lachte sie, daß er ihre weißen Zähne durch das Dunkel blinken sah. — „Dummer Peter! Du bist's!“

„Deern!“ Wild riß er sie in die Arme. . . .
„Hallo?!“ — Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander.

„Das hab' ich mir gedacht,“ grollte die mächtige Bassstimme Klaas Marhols. Breit und maßig schob sich die Hünengestalt des Kapitäns um den schützenden Holzstoß herum.

„Du gehst zu Joke Jenz,“ wandte er sich scheinbar ruhig an seine Tochter, „und sagst ihm, daß ich die Übungsfahrt mit dem Rettungsboot auf morgen früh sechs Uhr festgesetzt habe. — March!“

„Leb' wohl, Peter,“ sagte das Mädchen mit fliegendem Atem, „ich bleibe dir treu. Du hast mein Wort!“ Dann eilte sie, ohne sich um den Vater zu kümmern, davon.

Der Alte lachte grimmig. „Da hätte ich wohl noch ein Wörtchen mitzureden. Und du, Peter Tjarks, weißt ja, wo das Tor im Gartenzaun ist. Einem Habenicht's gebe ich mein Kind nicht!“

In dem jungen Steuermann stieg der Zorn hoch. Er hatte eine heftige Entgegnung auf der Zunge, aber er bezwang sich. „Ich habe mein Schifferpatent!“ stieß er hervor, und in einigen Jahren sahm ich Kapitän sein, wie Sie es waren.“

„Ist mir egal. Die Deern kriegt du nicht, oder?“ — fügte er spöttisch hinzu — „ich müßte dich selber ins Haus holen. Und darauf kannst du lange warten, Peter Tjarks. — Ein Mann, ein Wort! Du solltest mich kennen.“

Gleichmütig spie er aus und verschwand in der Dunkelheit.

Am folgenden Nachmittage gab es einen stürmischen Auftritt im Hause des Kapitäns. Poppen war da und hielt in aller Form um Antjes Hand an. Die aber lachte hell auf, redte die festen Glieder und maß die kleine unansehnliche Gestalt des Krämers mit blühenden Augen.

„Mich wollt Ihr heiraten?!“ rief sie, „ich will Euch was sagen, Freck Poppen, macht erst eine Rettungsfahrt mit Vater, — so eine wie im letzten Winter, und dann könnt Ihr wiederkommen.“

Der schwächliche Freier schielte ängstlich nach der hochgewachsenen Dirn, die ihn fast um Haupteslänge überragte. In tödlicher Verlegenheit drehte er die altmodische, ererbte Angsttröhre in den festigen Fingern. Der bloße Gedanke in heulendem Sturm auf See hinaus zu müssen, jagte ihm kalte Schauer über den Leib.

Kapitän Marholt war aufgesprungen. Mit einem Gemisch von Zorn und Stolz schaute er auf sein schönes, blondhaariges Mädchen. Etwas wie Neue zog ihm ins Herz, als er die beiden nebeneinander stehen sah. Indessen — was half's?

„Ueberleg dir's noch mal. Er hat mein Wort!“

Vaters; ruhig zog sie einen Brief aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Morgen fahre ich nach Hamburg.“

Der Alte las das Schreiben. — „Schweester willst du werden? Schön! Kannst tun, was du willst, bist ja majorenn. Nur eines bedenke: wenn du Freck Poppen nimmst, bist du meine Erbin — sonst nicht!“

Antje trat zu der kränklichen Mutter die weinend in ihrem Lehnstuhl saß, herzte und küßte sie und ging federnden Schrittes hinaus. Wortlos sah ihr Klaas Marholt nach und es beschlich ihn das Gefühl, eine ungeheure Dummheit begangen zu haben. Rasender Zorn über sich selbst packte ihn. Krachend lautete die eisenharte Faust auf die Tischplatte. „Waischlappen, verdammt!“ brüllte er dem unglücklichen Freier zu, der kreidebleich unter Zurücklassung seiner Gedankenleipe, davon-

fiel.

Jahre waren vergangen. — Wüst tobte der Novembersturm um den Giebel des Hauses. Heulend und johlend rüttelte er an den Fensterläden und fuhr mit schrillen Pfeifen in den Schlot, daß die hellen Funken aus der Tür des Kachelofens sprühten. Als und zu wurde es stiller, als wollte der Nordwest Atem holen zu erneutem, totem Ansturm. Und dann kam er heran. Wie die wilde Jagd raste er durch die Lüfte. Aufbrüllend schleuderte er Regen und Schnee gegen die bebenden Mauern. Und durch das Tosen des Sturmes drang das dumpfe Rollen der wütenden Brandung, die frodelnd den weißen und sturmzerfesten Schaum über den Deich warf.

Klaas Marholt saß in der Sofaede seines behaglichen Wohnzimmers. Bedächtigt blies er den Rauch der kurzen Pfeife gegen die Lampenkuppel und schaute sinnend auf den blonden Scheitel seiner Tochter, die vor acht Tagen aus Hamburg gekommen war — gerade früh genug, um der sterbenden Mutter in ihrer letzten schweren Stunde beizustehen. Raslos führten die kräftigen, wohlgeformten Hände des jungen Mädchens Nadel und Faden.

„Wie gut sie aussieht in ihrer Schwestertracht, und wie still sie geworden ist“, dachte der Alte.

Keins der beiden Menschenfinder hatte auch nur ein Wort über das Vergangene gesprochen; niemand wollte nachgeben. Sie waren beide echte Friesen, aus zähem, hartem Holze geschnitten.

Antje hob lauschend das Haupt. „Es kommt jemand, Vater“, sagte sie. Schwere, hastige Schritte näherten sich: die Tür wurde aufgerissen.

„Go'n Abend mittanner!“ In triefendem Selzeug, den Südwester tief in die Augen gezogen, stand der Bugmann des Rettungsbootes auf der Schwelle.

„Dor sitt'n Schipp up'n blauen Sand, Kapitän!“



Ueberleg dir's noch mal. Er hat mein Wort.

Marholt hatte sich erhoben; keine Muskel zuckte in dem verwitterten Antlitz. „Hol' mi dat Tüg, Deern“, jagte er ruhig. Als das Mädchen hinausgegangen war, wandte er sich an den Bootsmann: „De Raletenapparat langt nich; wie möten rut!“ der andere nickte. „Alles klar, Kaptein!“

Nach wenigen Minuten war Klaas Marholt fertig. Antje warf sich an seine Brust. „Gott schüze dich, Vater. Es wird eine schreckliche Fahrt!“

Sanft irtich die schwere Hand des Alten über das Blondhaar seines Kindes. „Unser Herrgott wird's gut machen“, sagte er schlicht, „und wenn wir Kranke zurückbringen, können wir dich brauchen!“ Klopfenden Herzens sah das Mädchen den Männern nach. Sie wußte es ja: die heute hinausfuhren, trugen alle ihr Totenhemd.

Während in der kleinen, erleuchteten Dorfkirche die Frauen und Töchter der Rettungsmannschaften am Altar knieten, hatte das Boot den schützenden Briel verlassen und die erste, furchtbare See breuchte heran. Stahlhart durchschnitt der Warnungsruuf des Vormannes das Toben der Elemente. Jäh wurde das Fahrzeug emporgerissen; schäumend segte der weiße Kamm an beiden Seiten vorüber. . . . Nun kam die zweite und dritte

Woge. . . . Auch sie wurden überwunden. Zoll für Zoll rückte das Boot unter dem Druck der langen Riemen vorwärts. —

Es war ein graufiges Ringen! Donnernd brachen schwere, grüne Sturzseen über die Tapferen herein, drückten sie mit Zentnerlast auf den Boden nieder und schlugen ihnen die Nuder aus den Händen. Endlich — nach stundenlanger, unfählicher Mühe war das



— nach stundenlanger, unfählicher Mühe war das Brack erreicht.

Brack erreicht. Das Hinterschiff war durch über Bord gestürzte Stengen und Kaaen unzugänglich, aber vorne gelang es dem Boot, sich auf Schutzweite zu nähern. Aus dem kleinen Raletengeschütz am Bug blickte es auf; eine Leine flog über das gestrandete Schiff und konnte ergreifen werden. Und nun kamen sie herüber, Mann für Mann.

„Behn sind hier!“ schrie Marholt einem der Geretteten ins Ohr, „sind noch mehr an Bord?“

„Nein, die anderen sind tot; ich war der letzte!“

„Los die Leine! Heiß' die God!“ — Glücklich kam das Boot vor den Wind und sauste, wie von bösen Geistern gehetzt, dem Hafen entgegen. Drüben am Deich aber starrten seegewohnte Augen in die finstere Novembernacht. „Sie kommen!“ ging es von Mund zu Mund, „sie kommen!“

Als das Boot bei dem fackelnden Scheine von Windlichtern und Trepentinfackeln an den kleinen Landungssteg legte, drängte sich alt und jung herzu. Jubelnd wurden die Braven von Weib und Kind in Empfang genommen. Silfreiche Hände faßten an und trugen die halberstarrten Schiffbrüchigen in die Häuser, wo Netter und Gerettete mit heißem Kaffee erquickt wurden. Plötzlich heulte der Schiffsjunge laut auf.

„Jung, wat is?“

„De Stürmann! he is jo noch an Bord! he ligt for dod inne Kajüt!“ —

Da wurde es still in der niedrigen Bauernstube; stumm blickten sich die Männer an. — Ohne ein Wort zu sagen stülpte Klaas Marholt den triefenden Südwester auf das graue Haupt; alle erhoben sich. Schweigend gingen sie hinaus und sprangen ins Boot. Das junge Weib eines Rettungsmannes klammerte sich weinend an den Arm des Gatten. „Blieb bi mi, Nan, verlat mi nich!“

Nach stieß er sie zurück. — Die schweren Riemen fielen klatschend ins Wasser, der Bug des Bootes drehte sich seewärts. . . . Klagen gingen die Frauen heim; nur Antje blieb stehen. In zitternder Angst faltete sie still die Hände über dem Herzen, aber in den blauen Augen leuchtete es stolz.

. . . . Zum zweiten Male legte das Rettungsboot an die Brücke, und niemand fehlte.

„Gah' to Hus“, sagte Marholt zu seiner Tochter, „und krieg allens klar; wi bringt em.“

Vorsichtig schafften Siebold Meents und der Kapitän den bewußtlosen Steuermann ins Haus, und während rührige Hände den Fremden zu Bett brachten, nahm Antje dem Vater das durchnäßte

Zeug ab und sorgte für Verbandstoff und warmes Wasser. Dann eilte sie zu dem Verwundeten. . .

Der Sturm war vorüber. Grau und feucht hing dichter Nebel über dem kleinen Dorfe, als der Kapitän um die Mittagstunde aus tiefem Schlafe erwachte.

Schnell kleidete er sich an, um nach seinem Schützling zu sehen. Schon im Wohnzimmer kam

ihm Antje entgegen. Erstaunt blickte er sie an. — Wie die blauen Augen strahlten! Nie glaubte er sie so schön gesehen zu haben.

„Wie geht es ihm?“ fragte er.

„Gut. Es ist eine tiefe aber ungefährliche Kopfwunde; er hat schon nach dir gefragt.“ Damit nahm sie des Vaters Arm und zog ihn mit sich in die Krankenstube. Durch die regennassen Scheiben fiel ein schwacher, ungewisser Schimmer auf das Antlitz des Mannes, der dort still in den weißen Kissen ruhte.

„Hallo, Stürmann! wat . . .“

Klaas Marholt verstummte jählings, blieb mitten in dem großen Gemache stehen und beugte den Oberkörper weit vor.

„Bist du es, Peter Tjarks!?“ rang es sich grolend aus seiner Brust.

„Kapitän Marholt! Sie haben mich auf Ihren eigenen Armen in Ihr eigenes Haus getragen. Und Sie wissen ja: — Ein Mann, ein Wort!“

In den faltenreichen, strengen Gesichtszügen des Alten wetterleuchtete es bedenklieh; unruhig flogen die grauen, scharfen Seemannsauge vom einen zum anderen.

„Vater“, flüsterte das Mädchen, „unser Herrgott hat es jo gefügt.“

Da streckte der Kapitän dem Geretteten langsam die Rechte entgegen. „Sei mir willkommen in meinem Hause, Peter Tjarks. Und was ihr beiden euch noch zu sagen habt, das könnt ihr wohl allein abmachen.“

Ohne den Dank der jungen Leute abzuwarten, ging er dröhnenden Schrittes hinaus. Ein tiefer, befreiender Atemzug hob ihm die Brust. Es war

ihm, als hätte er sich eben eine Bergeslast von der Seele gewälzt.

Verächtlich schaute er von der Haustür aus nach dem kleinen Krämerladen an der anderen Seite der aufgeweiteten Dorfstraße hinüber. Verdächtig schob er ein großes Stück Kautabak zwischen die Zähne und sagte langsam und nachdrücklich: „Tjerk Kopfen, du bist und bleibst ein Wajschlappen!“

Ein Kriegserlebnis.

Von Richard Vos.

Es war im Jahre deutscher Größe 1870. Von Sedan fort war die Sanitätskolonne, der ich zugefellt war, vor Paris gezogen. Einen vollen Monat hatte ich auf dem großen, dem gräßlichen Schlachtfelde zugebracht, hatte Wunden verbunden, Typhusfranke gepflegt; hatte bei Sterbenden gewacht und Gestorbene begraben. Des Lebens ganzer Jammer hatte mich, der ich fast noch ein Knabe war, gepackt und für das Leben vorbereitet. Mir war's, als hätte ich in dem Entsetzen des Krieges die heiligen Weihen empfangen: „Du sollst der Menschheit Leiden fühlen und der Menschheit Freuden entsagen, dieses Große, dieses Graufige erleben!“ Und mir war's, als würde ich selbst den Glanz der himmlischen Sonne beständig durch den Blutdunst sehen müssen, der von den Schlachtfeldern Frankreichs aufstieg.

Langsam, sehr langsam rückten wir von Sedan vor. Jetzt befand ich mich in diesem, jetzt in jenem Lazarett, und in jedem wurden Wunden verbunden, Typhusfranke gepflegt, bei Sterbenden gewacht, Gestorbene begraben. Jeden Tag dasselbe Gland, derselbe Jammer. Die ganze Menschheit schien mir aus Todeswunden zu bluten — trotz des Wunderbaren und Heroischen, des Gewaltigen und Unsterblichen, das dieser Krieg Deutschlands mit Frankreich uns Deutschen gebracht hatte und jeden Tag von neuem brachte.

Ich ward nach Versailles geschickt. Im Schlosse von Versailles, unter den Gemälden von Horace Vernet, die Frankreichs Ruhm verherrlichten, lagen die verwundeten deutschen Krieger, die Frankreichs Ruhm eine Wunde beigebracht hatten: mitten in seinem glänzenden Stern. Ich war in dem lieblichen Bougival gewesen und hatte Tag für Tag vom Mont Valerien die Donner der französischen Kanonen gehört. Auch dort immer daselbe: Verwundete, Kranke, Sterbende.

Dann ward es Winter. Ein Winter mit tiefem Schneefall, mit Eisesfalte, mit allen Schrecken eines harten Winters. Fast war es, als wäre Frankreich zu — Rußland geworden.

Am die Weihnachtszeit erhielten wir Befehl, zur Loire-Armee zu stoßen. bei Orleans wurden neue Stämpfe, neue Schlachten erwartet. Noch immer war es des Blutes, des Jammers nicht genug; denn noch immer wollte Frankreich nicht Frieden schließen, noch immer fühlte es sich nicht besiegt und geschlagen.

Das flache Land, das wir zu Wagen durchzogen, war eine einzige weite, weiße Fläche. Schnee, nichts als Schnee: pimierend und junkelnd, irrtlos wie hoffnungslos. Oft sahen wir halbe Tage lang kein Dorf, kein Haus. Oft waren wir außer den Raben, die wie ein schwarzes Gewölk auf dem blaffen Gefilde lagen, die einzigen lebenden Wesen auf der weiten, weißen, flimmernden, junkelnden Steppe.

Und so langsam kamen wir vorwärts! Wir krochen dahin wie in tiefer Ermattung. Manchmal hätten wir den Weg verloren, wäre er nicht für uns bezeichnet gewesen durch deutsche Soldaten, die erschöpft zusammengebrochen waren, die wir erquideten und aufstuden. Und bezeichnet ward unsere Marschroute durch die vielen Pferdetadaver am Wege.

So wurde uns die Richtung gewiesen: weit und weiter in das weite Land hinein, neuen Schlachten, neuem Entsetzen zu.

Es war damals, daß ich jenes Abenteuer erlebte, welches mir unvergesslich blieb

Eines Tages geschah es, daß wir uns auf der weiten, weißen Fläche wirklich verirrtten. Ein starker Schneefall, der in einen Schneesturm ausartete, war Schuld daran. Längst hatten wir den Weg verloren und irrten nun ziellos umher. Weiße Nebel

stiegen auf, die der Sturm bald auseinanderriß, bald zusammenballte. Sie wurden dichter und dichter, hüllten uns ein wie eine weiße himmelhohe Mauer. Es schien kein Ausweg. Kein Entrinnen. Dann wurde es Nacht, eine bleiche, gespenstische Nacht, darin die vom Sturm gesagten Nebel Geisterkolonnen glichen, die uns den Weg weisen wollten: neuen Schlachten, neuem Entsetzen zu. Dabei eine erstarrende Kälte

Endlich ein Haus!

Die Bewohner dieses einsamen Hauses schliefen — wenn sie nicht entflohen waren. Dieser Gedanke kam uns erit, als wir vor dem Hause, an dem wir bei dem dichten Nebel fast vorübergefahren wären, anhielten und darauf zwielten. Es war verschlossen. Wir pochten, lärmten. Endlich Stimmen. Also wirklich lebende Wesen! Endlich würden wir auf den rechten Weg kommen.

Unser Klopfen und Rufen weckte ein altes Ehepaar. Die beiden jähren uralt wie Philemon und Baucis zu sein. So ehrwürdig standen sie vor uns in dem bleichen Mondlicht, von dem rötlichen Glanz unserer Laternen bestrahlt. Der Mann war ein Wegarbeiter. Also wußte er gut Bescheid.



Richard Vos.

„Wir sind verirrt. Wo ist der Weg? Weist uns zurecht. Führt uns.“

„Ich weiß nicht den Weg.“

„So wiszt Ihr nicht Bescheid?“

„Bescheid weiß ich. Aber den Weg weise ich Euch nicht. Ihr seid Feinde.“

„Nehmt Vernunft an, alter Mann!“

Er nahm keine Vernunft an. Wir waren Preussens, und die Preussens waren Frankreichs Feinde. Er konnte für Frankreich nichts anderes tun, als Frankreichs Feinden in der Nebelnacht den Weg nicht zu weisen. Es war die einzige Heldentat des Greises, seinem Vaterlande zuliebe begangen.

Wir redeten auf ihn ein. Es half nichts. Wir boten ihm Geld; es half nichts. Wir baten, drohten — es half nichts. Er sollte niedergeschossen werden, wenn er uns den Weg nicht wies.

Niederschließen konnten wir ihn; aber den Weg wies er uns nicht. Sein Weib stand daneben, hörte alles, sah alles, sprach kein Wort. Hundert Jahre alt schien sie zu sein. Sie mochte Enkel haben,

deren Söhne für Frankreich gefallen waren.

Ihr uralter Mann sollte für das Vaterland sterben: sie würde nicht versuchen, ihn von dem Heldentode für das Vaterland abzuhalten.

Kein Wort würde sie sagen. Wenn wir ihren Mann erschossen hätten,

würde sie ihn begraben und nicht um ihn trauern. Was konnte ihm Besseres geschehen,

als nach Söhnen, Enkeln und Urenkeln in diesem Krieg zu fallen; er, der für Frankreich nichts anderes tun konnte, als — zu

schweigen? — Niedergeschossen worden wäre der Greis, der

Held, wenn sein Heldentum uns nicht ergriffen hätte, nicht bis in die tiefste Seele erschüttert. Denn auch, als ihm die Pistole vorgehalten wurde, sagte er nichts. Und auch dann schwieg sein Weib.

Wir ließen sie stehen, die beiden Krakten, vor ihrem einsamen Hause, im bleichen Mondlicht. Fast hätte ich mich vor ihnen verneigt. Wir gingen, und sie — ließen uns gehen. Wir bestiegen wieder die Wagen, fuhren wieder weiter in der Irre durch die

fable, kalte Mondnacht, durch heulenden Schneesturm, geführt von dem Geisterheer der wallenden, wirbelnden Winternebel. Wir irrten, bis der Tag

graute, erreichten fast erstarrt irgend einen Ort. Aber die Unbilden der Nacht verblaszten gegen die Erinnerung an das Große, das wir in dieser Nacht

erlebt hatten.

Wir zogen weiter und weiter durch das weiße, trostlose Land. Vor uns her, hinter uns drein zogen die Franktireursbänden. Jeden Tag vernahmen wir von neuen Greuelthaten. Sie überfielen die Ambulanzen, töteten die Verwundeten — nein! Sie töteten sie nicht, sie marterten sie zu Tode; marterten sie lebendigen Leibes, bevor sie die Unseligen sterben ließen. Wir stießen auf unseren

Wegen auf solche grauig Gemordete. Damals — es geschah zum ersten Male in meinem jungen Leben — begriff ich, was Haß war.

Auch uns drohte Gefahr von den Franktireurs. Wir mußten beständig vorbereitet sein, überfallen zu werden und zu Tode gemartert zu werden. Mit schußbereiten Waffen mußten wir unseres Weges ziehen, durften Nachts in unseren Quartieren nicht schlafen. Oder nur dann, wenn ein Teil von uns Wache hielt. Und immer in der Furcht, menschlings niedergemetzelt zu werden; immer die gräßlichen Rächer ihres besiegten Vaterlandes erwartend, immer darauf vorbereitet, eines schändlichen Todes zu sterben.

Nach mancher Nacht erkannten wir früh morgens in dem tiefen Schnee Spuren; wir waren während der Nacht umzielt gewesen, hatten die ganze Nacht über in Todesgefahr geschwebt.

Heiliger Abend! Weihnachten in Frankreich, im Kriege! Wir nächtigten in einem Landhause. Es lag in tiefer Einsamkeit, die einer Sünde glich.

Gerade heute wurden wir durch Gerüchte von Freischärlern in nächster Nähe beunruhigt; gerade in dieser Nacht mußten wir warten und wachen.

Jetzt feierten sie in der Heimat Weihnachten! Christbäume!

Lichterglanz, Kinderlachen, Kindererwartung, Kinderfeligkeit!

Nicht in allen Häusern. Gewiß nur in wenigen.

Fast in allen Häusern hatten sie einen Geliebten, der das Weihnachtsfest auf Frankreichs Boden verbrachte oder er lag in Frankreichs Erde

gebettet.

Es war darum doch heilige Nacht.

Auch wir wollten die Köpfe nicht hängen lassen, wollten kein trauriges Weihnachten feiern. Ein Punsch sollte gebraut werden: von Frankreichs gutem Wein. Lichter wollten wir anzünden, so viele wir ihrer anzünden konnten. Bei dem Lichterglanz, vor der dampfenden Punschbowle wollten wir unserer Lieben gedenken zu Hause — zu Hause!

Es war so seltsam, zu wissen, daß in der nämlichen Stunde auch unserer gedacht wurde. Mit welcher Sehnsucht, welchem Bangen!

Und wieder gerade bei Anbruch der Nacht neue Gerüchte von umherziehenden Mörderbuben. Denn Mörder waren es, Tiger, Bestien, die auf Menschen sich stürzten, um sie zu zerfleischen und in Stücke zu reißen.

Trotzdem wollten wir uns in unserer Weihnachtsstimmung nicht hören lassen.

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte



Die beiden schienen uralt wie Philemon und Baucis zu sein.

Es war darum doch heilige Nacht.

Auch wir wollten die Köpfe nicht hängen lassen, wollten kein trauriges Weihnachten feiern. Ein Punsch sollte gebraut werden: von Frankreichs gutem Wein. Lichter wollten wir anzünden, so viele wir ihrer anzünden konnten. Bei dem Lichterglanz, vor der dampfenden Punschbowle wollten wir unserer Lieben gedenken zu Hause — zu Hause!

Es war so seltsam, zu wissen, daß in der nämlichen Stunde auch unserer gedacht wurde. Mit welcher Sehnsucht, welchem Bangen!

Und wieder gerade bei Anbruch der Nacht neue Gerüchte von umherziehenden Mörderbuben. Denn Mörder waren es, Tiger, Bestien, die auf Menschen sich stürzten, um sie zu zerfleischen und in Stücke zu reißen.

Trotzdem wollten wir uns in unserer Weihnachtsstimmung nicht hören lassen.

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstopfen. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir lehrten in das behaglich durchwärmte

Haus zurück, dessen Bewohner geflohen waren, und bereiteten beruhigt, fast freudigen Gemütes unsere Weihnachtsfeier.

Wir saßen beisammen, tranken Punsch, gedachten unserer Lieben, sprachen von unseren Lieben — dachten an nichts anderes, sprachen von nichts anderem. Die Herzen wurden uns weit und weh. Wie wir sie liebten, sie alle, die zu Hause waren und unserer in dieser Stunde gedachten — mit solcher Sehnsucht, solcher Liebe. Wie schön es sein würde, die nächste Weihnachten unter dem strahlenden Christbaum bei heimatlichem Pfeiferlachen, heimatlichem polnischen Karpsen zu sitzen, die Herzen voll von heimatlicher Weihnachtseligkeit! Gab es auf der Welt etwas so Schönes, konnte der Mensch so glücklich sein? Weihnachten zu Hause mit allen unsern Lieben —

Und da geschah es. Wir wurden von den Franktireurs überrascht. Es war nutzlos, sich zu wehren, vollkommen nutzlos. Sie hatten uns überrascht und überwältigt uns. Ein Diener des Hauses hatte uns an sie verraten, hatte sie heimlich in das Haus geführt und — jetzt war es geschehen.

Sie sagten uns, daß wir sterben müßten; noch diese Nacht. Sterben in der Weihnacht, in der der Menschheit das göttliche Heil geboren war; so sterben, fern von der Heimat, eines graujugigen schändlichen Todes. Aber seltsam — sehr seltsam, wir waren ganz ruhig, als sollten wir Weihnachten

fröhlich weiter feiern, als sollten wir schon nächsten Tages nach Deutschland zurückkehren, nach Hause, zu den Unserigen. Keinem von uns schlug das Herz rascher, banger; keiner von uns allen fühlte Todesgrauen, keiner fürchtete sich vor dem Sterben.

Nein, nicht ein einziger! Wir hatten zu viel des Graujugigen, des Großen erlebt, hatten zu viele sterben gesehen, sterben als Soldaten.

Sollten wir also feige sein?

Und so bereiteten wir uns denn vor auf unsere letzte Stunde, auf das Ende — auf ein solches Ende! Und jeder von uns blieb ruhig. — Der große Krieg hatte uns alle gelehrt, groß zu empfinden.

Da ich von jener Weihnacht erzählen kann, da ich wieder Weihnacht zu Hause feiere: in Deutschland, zu Hause mit den Meinigen, so muß ich damals in Frankreich gerettet worden sein.

Wir alle wurden es. Aber die Rettung geschah wie durch ein Wunder. Bei der Ueberumpelung fielen einige Schüsse und diese wurden von einer Trainsolonne gehört, die noch in später Weihnacht des Weges daherzog. — Unsere braven Landsleute befreiten uns von der Bande, retteten uns vor dem schändlichen Tode.

Seltjam! Sehr seltsam! Unsere wunderbare Rettung erweckte in uns keinen Lebensjubel. Auch nach unserer Rettung blieben wir ruhig. Nur, daß aus unserer Weihnachtsfeier eine Weihnachtsandacht ward.



Wir saßen beisammen, tranken Punsch . . .

Rätsel.

Mit „S“ pflegt es zu drücken,
Mit „R“ beständig nach dem Herd zu blicken,
Mit „E“ zu warten auf das Flicken.

(‘pox ‘pox ‘pox)

Im höchsten Norden wohnt's mit „Q“,
Mit „N“ jagt's wie der Wind so schnell,
Mit „K“ hält's Kopf und Ohren warm,
Der Schüler trägt's mit „M“ im Arm.

(‘adavv ‘adavv ‘adavv ‘adavv)

Der Hans hat sich im 1. versteckt
Gar großen 2. 3. bracht's dem Knecht.
In A. hat man das Ganze entdeckt;
Nun wird die Ernte eine schlechte.

(‘napaxpfnac ‘napaxpfnac ‘nac)



Merke!

Deutsch sei dein Geist,
dein Lied, dein Wort,
Dein Volk, dein Stolz
und höchster Fort,
Und deutsch, was drohn,
was kommen mag,
Dein Herz bis zu dem
letzten Schlag!

Helf' Dahn.



Post und Telegraphie.

J. Demoll, Postdirektor.

1. Tarif für Postsendungen.

a. für den Orts- und Nachbarortsverkehr.

Briefe: bis 250 g, frankiert 5 \mathcal{J} , unfrankiert 10 \mathcal{J} .
Für Postkarten, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere, Postanweisungen und Pakete gelten die unter b. aufgeführten Portosätze.

b. für den sonstigen Verkehr innerhalb Deutschlands.

Briefe ¹⁾): bis 20 g 10 \mathcal{J} , über 20 g bis 250 g 20 \mathcal{J} , unfrankierte Briefe 10 \mathcal{J} mehr.

Postkarten ²⁾): frank. 5 \mathcal{J} , unfrank. 10 \mathcal{J} , m. Antw. 10 \mathcal{J} .

Drucksachen ³⁾): bis 50 g 3 \mathcal{J} , über 50 g bis 100 g 5 \mathcal{J} , über 100 g bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250 g bis 500 g 20 \mathcal{J} , über 500 g bis 1000 g 30 \mathcal{J} .

Warenproben ⁴⁾): bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250 g bis 350 g 20 \mathcal{J} .

Geschäftspapiere ⁵⁾): bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250 g bis 500 g 20 \mathcal{J} , über 500 g bis 1000 g 30 \mathcal{J} .

Postanweisungen ⁶⁾): bis 5 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , über 5 \mathcal{M} bis 100 \mathcal{M} 20 \mathcal{J} , über 100 \mathcal{M} bis 200 \mathcal{M} 30 \mathcal{J} , über 200 \mathcal{M} bis 400 \mathcal{M} 40 \mathcal{J} , über 400 \mathcal{M} bis 600 \mathcal{M} 50 \mathcal{J} , über 600 \mathcal{M} bis 800 \mathcal{M} 60 \mathcal{J} .

Pakete ⁷⁾): bis 5 kg: bis 10 Meilen (75 km) 25 \mathcal{J} , auf alle weiteren Entfernungen 50 \mathcal{J} . Jedes weitere kg kostet bis 10 Meilen 5 \mathcal{J} , bis 20 Meilen 10 \mathcal{J} . Auf Entfernungen von mehr als 20 Meilen sind über 5 kg hinausgehende Pakete wegen der Höhe der Beförderungsgebühren möglichst zu vermeiden. Taxen am Postschalter zu erfragen.

c. für den Weltpostverkehr.

Briefe: bis 20 g 20 \mathcal{J} , für jede weiteren 20 g 10 \mathcal{J} ohne Gewichtsgrenze, unfrankierte Briefe kosten das Doppelte ⁸⁾.

Postkarten: frank. 10 \mathcal{J} , unfrank. 20 \mathcal{J} , mit Antw. 20 \mathcal{J} .

Drucksachen u. Geschäftspapiere: je 50 g 5 \mathcal{J} , Gewichtsgrenze 2 kg. Mindesttaxe für Geschäftspapiere 20 \mathcal{J} .

¹⁾ Dieselben Taxen gelten im Verkehr mit den deutschen Schutzgebieten und den deutschen Postankerten in China und Marocco mit der Ausnahme, daß Drucksachen und Geschäftspapiere bis 2 kg (Taxe 60 \mathcal{J}) zulässig sind.

²⁾ Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn (mit Steiermarken, Bosnien und Herzegowina) und Luxemburg.

³⁾ Dieselben Taxen gelten für Luxemburg.

⁴⁾ Dieselben Taxen gelten für Oesterreich-Ungarn.

⁵⁾ Briefe nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die den Vermerk „Auf direktem Wege“ oder „Direkt“ tragen und deshalb ohne Vermittelung fremder Länder besördert werden kosten für je 20 g nur 10 \mathcal{J} .

Warenproben: je 50 g 5 \mathcal{J} , Gewichtsgrenze 350 g Mindesttaxe 10 \mathcal{J} .

Postanweisungen: Luxemburg bis 100 \mathcal{M} 20 \mathcal{J} , über 100 bis 200 \mathcal{M} 30 \mathcal{J} , über 200 bis 400 \mathcal{M} 40 \mathcal{J} , über 400 bis 600 \mathcal{M} 60 \mathcal{J} , über 600 bis 800 \mathcal{M} 80 \mathcal{J} .

Dänemark u. Oesterreich-Ungarn mit Steiermarken, Bosnien u. Herzegowina 10 \mathcal{J} für je 20 \mathcal{M} , mindestens 20 \mathcal{J} .

Belgien, Bulgarien, Egypten, Frankreich, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Schweden, Schweiz, Serbien und vereinigte Staaten von Amerika 20 \mathcal{J} für je 40 \mathcal{M} .

England mit Irland, Rußland 20 \mathcal{J} für je 20 \mathcal{M} .

Die Postanweisungen sind auszustellen im Verkehr mit Luxemburg und Portugal auf Mark und Pfennig im übrigen Verkehr in der Währung des Bestimmungslandes.

Pakete: bis 5 kg: Luxemburg 70 \mathcal{J} ; Belgien, Dänemark, Frankreich, Niederlande, Schweiz 80 \mathcal{J} ; Italien, Rumänien, Rußland, Spanien 1 \mathcal{M} 40 \mathcal{J} ; Schweden, England mit Irland über Belgien oder Niederlande: 1 \mathcal{M} 60 \mathcal{J} ; Norwegen über Hamburg: 1 \mathcal{M} . Taxen für schwerere Pakete sowie für andere Länder am Postschalter erfragen.

d. Portoremäßigungen für Sendungen an Soldaten

bis zum Feldwebel, Wachtmeister, Oberfeuermann,

Oberfeuerwerker, Obermaschinisten einschl. aufwärts

Die Sendungen müssen mit der Bezeichnung: „Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfängers“ versehen sein.

Es werden erhoben für:

Briefe: bis 60 g kein Porto.

Postkarten: kein Porto.

Postanweisungen: bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} .

Pakete ohne Wertangabe bis 3 kg 20 \mathcal{J} .

Im Verkehr mit Personen der Schiffsbesatzungen der deutschen Kriegsschiffe im Ausland sowie mit den Besatzungstruppen im Schutzgebiete Kiautschou und den Truppen der Ostasiatischen Besatzungsbrigade gelten folgende Taxen:

Für **Briefe** bis 60 g 10 \mathcal{J} .

„ **Postanweisungen** bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} .

Deutsche Schutzgebiete: Deutsch-Neu-Guinea, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen und Palau-Inseln, Kiautschou, Wortschall-Inseln, Samoa, Togo.

a. Allgemeines.

Sollen Sendungen unter Einschreibung befördert werden, so hat Absender dieselben mit der Bezeichnung „Einschreiben“ zu versehen. Gebühr 20 *S*. Wünscht der Absender eine Empfangsbekanntmachung des Empfängers, so hat die Aufschrift der Sendung den Vermerk „Rückchein“ zu enthalten u. der Absender sich namhaft zu machen: Gebühr 20 *S*.

Durch Eilboten zu bestellende Sendungen müssen mit dem Vermerke: „Durch Eilboten“ versehen sein. Bei Vorausbezahlung des Botenlohnes ist der Vermerk „Bote bezahlt“ hinzuzufügen. Die Gebühren betragen für:

Briefe im Ortsbestellbezirk 25 *S*,
im Landbestellbezirk 60 *S*.

Pakete im Ortsbestellbezirk 40 *S*,
im Landbestellbezirk 90 *S*.

Will der Absender eine Sendung als Wertstück behandelt haben, so muß er in der Auf-

schrift den Wert angeben. Für eine solche Sendung ist neben dem gewöhnlichen Porto innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eine Versicherungsgebühr von 5 *S* für je 300 *M* zu entrichten. Mindestsatz 10 *S*.

2. Tarif für Telegramme.

- a. Deutschland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn (mit Bosnien u. Herzegowina) jedes Wort 5 *S*, Mindestbetr. 50 *S*, Stadttellogramme: jedes Wort 3 *S*, Mindestbetrag 30 *S*.
 - b. Belgien, Dänemark, Niederlande, Schweiz: jedes Wort 10 *S*.
 - c. Frankreich: jedes Wort 12 *S*.
 - d. England, Italien, Norwegen, Rumänien, Schweden: jedes Wort 15 *S*.
 - e. Bulgarien, Montenegro, Portugal, Rußland, Serbien, Spanien: jedes Wort 20 *S*.
- Zu b.—e. Mindestbetrag 50 *S*; ausgenommen England: 80 *S*.
Taxen für andere Länder am Postschalter erfragen.



Jagd - Kalender.



Die schwarzen Felder bedeuten Jagdzeit, die weißen Schonzeit. Die Zahlen innerhalb des Kalenders bezeichnen die Tage des Beginns der Jagdzeit.

Der Jäger wird für die einzelnen Monate nachstehendes zu beachten haben:

Nr.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
1.	●	●	Männliches Rot-	●	●	und Damwild.	●	●	●	●	●	●
2.	●	●	Weibliches Rot-	●	●	und Damwild.	●	●	●	●	●	●
3.	●	●	Reh- böcke.	●	●	●	●	●	●	●	●	●
4.	●	●	Weibliches Rehwild.	●	●	●	●	●	●	●	●	●
5.	●	●	Hasen.	●	●	●	●	24.	●	●	●	●
6.	●	●	Rebhühner.	●	●	●	●	24.	●	●	●	●
7.	●	●	Hasanen, Gafelwild, Wachteln.	●	●	●	●	24.	●	●	●	●
8.	●	●	Krametsvögel.	●	●	●	●	24.	●	●	●	●
9.	●	●	Auer- u. Birk- hähne.	●	●	●	●	16.	●	●	●	●
10.	●	●	Auer- und Birkhennen.	●	●	●	●	●	●	●	●	●
11.	●	●	Enten.	●	●	●	●	●	●	●	●	●
12.	●	●	Gänse und das andere jagdbare Sumpfs- und Wassergeflügel.	●	●	●	●	●	●	●	●	●

Januar. Da bei anhaltend milder Witterung bereits die Hasen rammeln, empfiehlt es sich, die Jagd auf solche einzustellen. Jagdhunde belegen.

Februar. Der Dachs wirft Junge (3—4). Die Hirsche werfen das Geweih ab. Es rammeln bezw. ranzen die Hasen, wilden Kainchen, Füchse, Marder und Iltisse.

März. Wildenten beginnen zu legen (5—14 Eier). Die Rebhühner kommen an. Das Schwarzwild hat (4—12) Frischlinge.

April. Beginn der Lege- und Brütezeit d. Fehberwildes. Junge Füchse und Marder.

Mai. Rehfälber.

Juni. Junges Rotwild. Die Wachteln brüten (bis in d. Juli 8—14 Eier).

Juli. Junges Damwild. Brunst der Rehe.

August. Ende d. Rehbrunst.

September. Beginn der Hirschbrunst. Die Hasen hören auf zu setzen.

Oktober. Brunst des Damwildes. Ende der Hirschbrunst. Die Rebhühner ziehen fort.

November. Raufzeit des Schwarzwildes. Mit Ende des Monats beginnt der Dachs zu ranzen. Ende der Brunst des Damwildes. Dezember. Ende der Raufzeit der Wildsau.

XIV. Armee-Korps. (V. Mence-Villefont.) General-Kommando. Karlsruhe. 1874.

Trächtigkeits- und Brückkalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdefüttern: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Geißfüttern: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdefüttern; Kühen 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Eschafen und Stiegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Säuen. über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Hühner: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Kagen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Säuhner: brühen 19—24, in der Regel 21 Tage; Ruthnhner (Puten): 26—29 Tage; Gänse: 28—33 Tage; Enten: 28—32 Tage; Tauben: 17—19 Tage.

Ende der Trächtigkeit bei						Anfang							
Anfang	Pferden	Kühen	Eschafen und Stiegen	Schweinen	Hühner	Kagen	Datum.	Pferden	Kühen	Eschafen und Stiegen	Schweinen	Hühner	Kagen
1. Jan.	6. Dec.	12. Oct.	3. Sept.	30. April	4. März	25. Febr.	5. Sept.	9. Juni	15. April	5. Dec.	1. Nov.	5. Sept.	29. Aug.
6. " "	11. " "	17. " "	8. " "	5. Mai	9. " "	7. März	10. " "	14. " "	20. " "	10. " "	6. " "	10. " "	8. " "
11. " "	16. " "	22. " "	13. " "	10. " "	14. " "	2. April	15. " "	19. " "	25. " "	15. " "	11. " "	15. " "	13. " "
16. " "	21. " "	27. " "	18. " "	15. " "	19. " "	7. " "	20. " "	24. " "	30. " "	20. " "	16. " "	20. " "	18. " "
21. " "	26. " "	1. Nov.	23. " "	20. " "	24. " "	17. " "	25. " "	29. " "	5. Dec.	25. " "	21. " "	25. " "	23. " "
26. " "	31. " "	6. " "	28. " "	25. " "	29. " "	24. " "	30. " "	4. Jan.	10. " "	30. " "	26. " "	30. " "	28. " "
31. " "	5. Jan.	11. " "	3. Sept.	30. " "	3. April	27. " "	4. Aug.	8. " "	15. " "	4. Jan.	1. Dec.	6. " "	3. Oct.
5. Febr.	10. " "	16. " "	8. " "	4. Juni	8. " "	1. Sept.	11. " "	14. " "	20. " "	8. Jan.	5. Dec.	10. " "	8. " "
10. " "	15. " "	21. " "	13. " "	9. " "	13. " "	6. " "	14. " "	17. " "	23. " "	14. " "	10. " "	15. " "	13. " "
15. " "	20. " "	26. " "	18. " "	14. " "	18. " "	11. " "	19. " "	22. " "	28. " "	19. " "	15. " "	20. " "	18. " "
20. " "	25. " "	1. Oct.	23. " "	19. " "	23. " "	16. " "	24. " "	27. " "	1. Nov.	24. " "	20. " "	25. " "	23. " "
25. " "	30. " "	6. " "	28. " "	24. " "	28. " "	21. " "	29. " "	2. Dec.	7. " "	3. Febr.	29. " "	30. " "	28. " "
2. März	4. Febr.	11. " "	2. Aug.	2. Sept.	3. April	26. " "	3. Oct.	7. " "	14. " "	3. Febr.	30. " "	31. " "	29. " "
7. " "	9. " "	16. " "	7. " "	4. Juni	8. " "	1. April	8. " "	11. " "	19. " "	10. " "	6. " "	10. " "	9. " "
12. " "	14. " "	21. " "	12. " "	9. " "	13. " "	6. " "	13. " "	16. " "	24. " "	15. " "	11. " "	14. " "	13. " "
17. " "	19. " "	26. " "	17. " "	14. " "	18. " "	11. " "	18. " "	21. " "	29. " "	20. " "	16. " "	21. " "	19. " "
22. " "	24. " "	31. " "	22. " "	19. " "	23. " "	16. " "	23. " "	26. " "	3. Aug.	25. " "	21. " "	26. " "	24. " "
27. " "	29. " "	4. Jan.	27. " "	24. " "	28. " "	21. " "	28. " "	2. Sept.	9. " "	30. " "	26. " "	29. " "	27. " "
1. April	6. " "	10. " "	1. Sept.	29. " "	3. Juni	26. " "	3. Oct.	7. " "	14. " "	3. April	1. März	5. " "	4. " "
6. " "	11. " "	15. " "	6. " "	3. Aug.	8. " "	21. " "	8. " "	11. " "	19. " "	10. " "	6. " "	10. " "	9. " "
11. " "	16. " "	20. " "	11. " "	8. Sept.	12. " "	26. " "	12. " "	15. " "	24. " "	15. " "	11. " "	14. " "	13. " "
16. " "	21. " "	25. " "	16. " "	13. " "	17. " "	1. Juni	17. " "	20. " "	29. " "	20. " "	16. " "	21. " "	19. " "
21. " "	26. " "	30. " "	21. " "	18. " "	22. " "	10. " "	22. " "	25. " "	3. Aug.	25. " "	21. " "	26. " "	24. " "
26. " "	31. " "	4. Jan.	26. " "	23. " "	27. " "	25. " "	27. " "	2. Sept.	9. " "	30. " "	26. " "	29. " "	27. " "
1. Mai	6. April	10. " "	4. Febr.	28. " "	2. Juni	25. " "	2. Oct.	7. " "	13. " "	4. April	1. März	5. " "	4. " "
6. " "	10. " "	14. " "	9. " "	2. Sept.	8. " "	30. " "	7. " "	11. " "	18. " "	6. " "	2. " "	5. " "	4. " "
11. " "	15. " "	19. " "	14. " "	7. " "	12. " "	29. " "	12. " "	15. " "	23. " "	11. " "	7. " "	10. " "	9. " "
16. " "	20. " "	24. " "	19. " "	12. " "	17. " "	24. " "	17. " "	20. " "	28. " "	16. " "	12. " "	15. " "	14. " "
21. " "	25. " "	29. " "	24. " "	17. " "	22. " "	19. " "	22. " "	25. " "	3. Sept.	21. " "	17. " "	20. " "	19. " "
26. " "	30. " "	3. Jan.	29. " "	22. " "	27. " "	28. " "	27. " "	2. Oct.	9. " "	29. " "	25. " "	28. " "	27. " "
31. " "	4. Mai	8. " "	3. Febr.	27. " "	3. Juni	27. " "	2. Dec.	7. " "	13. " "	4. April	1. März	5. " "	4. " "
5. Juni	10. " "	14. " "	6. " "	2. Oct.	8. " "	30. " "	7. " "	11. " "	18. " "	6. " "	2. " "	5. " "	4. " "
10. " "	15. " "	19. " "	14. " "	7. " "	12. " "	29. " "	12. " "	15. " "	23. " "	11. " "	7. " "	10. " "	9. " "
15. " "	20. " "	24. " "	19. " "	12. " "	17. " "	24. " "	17. " "	20. " "	28. " "	16. " "	12. " "	15. " "	14. " "
20. " "	25. " "	29. " "	24. " "	17. " "	22. " "	19. " "	22. " "	25. " "	3. Sept.	21. " "	17. " "	20. " "	19. " "
25. " "	30. " "	3. Jan.	29. " "	22. " "	27. " "	28. " "	27. " "	2. Oct.	9. " "	29. " "	25. " "	28. " "	27. " "
30. " "	4. Mai	8. " "	3. Febr.	27. " "	3. Juni	27. " "	2. Dec.	7. " "	13. " "	4. April	1. März	5. " "	4. " "